COBURG
Bibliothek
Lauf No 3133/48
Katalog D.

Moralische Vorlesungen

nach Gellerts Idee.

Ein

Lehrbuch der Moral

von

J. A. Wendel

Doctor der Philosophie und Professer zu Coburg.

Coburg und Leipzig,

in der Sinner'schen Buchhandlung

1818.

Landesbibliothek Coburg

B I 12/47

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Hier übergebe ich dem deutschen Publikum, welches meine philosophischen Schriften bisher so gütig aufnahm, ein neues Werk der Art, nemlich eine Moral oder Sittenlehre. Sie soll nach dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften etwa das seyn, was Gellert's moralische Vorlesungen zu ihrer Zeit waren, eine allgemein verständliche Darstellung menschlicher Pflichten.

Diese meine Moral ist durchaus nationell, und zwar um zweyerley Ursachen willen.

Die erste davon ist psychologisch oder methodisch. Etwas Anderes nemlich sind allgemeine Erörterungen der Sittlichkeit für Kenner, und etwas Anderes wirkliche Sittenlehren für das Publikum. Sollen leztere Eingang finden und Nutzen stiften, so müssen sie sich an die Ideen dieses Publikums anknüpfen lassen, das heißt nationell gehalten seyn, und daher sind gegenwärtige Vorlesungen nationeller Tendenz

*)

und Haltung: die Völker sind keine wilden Obststämme, denen der Philosoph sein vermeintliches edleres Reislein so erfolgreich einpfropfen kann, daß in einer kurzen Zeitfrist ein neuer moralischer Zaubergarten vor den erstaunten Blicken in die Höhe wächst. Wenn uns die ganze Geschichte lehrt, daß alle Zeitalter und Völker ihre eigenthümlichen Ideen und Ansichten haben, wie können vernünftige Philosophen von solchen Sittenlehren Heil erwarten, die sich mit dem im Volke befindlichen sittlichen Ideal in Widerspruch setzen? Darum habe ich nur das Ideal der Moralität aufgestellt, welches die germanischen Völker in sich selbst tragen. Ich kann mich dabey geirrt, und manche subjective Ansicht statt einer nationellen mitgetheilt haben, oft kann es aber nicht der Fall seyn.

Die zweyte Ursache liegt in dem Wesen oder dem Begriff der Sittlichkeit selbst. Es mag allerdings eine allgemeine, über alle Nationalität erhabene Sittlichkeit gedacht werden können, aber bis jezt ist sie nicht vorhanden. Freilich haben uns alle bisherigen Moralphilosophen überzeugen wollen, sie hätten die allgemeinste Idee der Sittlichkeit durch ihre For-

schungen aufgefunden, aber sie täuschten sich selbst und uns, denn sie verkauften ihre eigenste Subjectivität um den hohen Preis der Universalität. Entweder waren ihre Behauptungen etwas Abgerissenes, mit keinem durchgreifenden System in Verbindung stehendes, oder etwas aus einem einseitigen System hervorgehendes, wie z. B. die Fichtesche Moral, und dabey widersprachen sie einander auf das Grellste. Wie kann also eine allgemeine Moral vorhanden seyn?

Bis jezt ist blos die Moral Spinoza's diejenige, die vor den andern auf einige Allgemeinheit Anspruch machen kann. Herr Professor Klein hat neulich in seinem Versuch, die Ethik als Wissenschaft zu begründen, uns wieder zu ihr zurückführen wollen, und zwar ohne sie zu nennen. Wer indessen Geulinck's Ethik *) kennt, kann die Verwandschaft leicht nachweisen. Schon Walch führt in seinem philosophischen Lexikon diese Ethik an, und gibt, indem er ihre vier Car-

*) Ich habe die amsterdamer Ausgabe von 1709 vor mir. Der Verfasser wird bald Geulinc, bald Geulinck, bald Geulingk geschrieben.

dinaltugenden aufführt, nemlich den Fleiß, den Gehorsam, die Gerechtigkeit und die Demuth, Folgendes zum Besten:

„Dieser leztere (Geulingk) erkläret sich davon also: Der Fleiß sey eine Aufmerksamkeit auf das, was die Vernunft saget; der Gehorsam eine Vollbringung dessen, was die Vernunft befiehlt; die Gerechtigkeit eine Einrichtung seines Thuns und Lassens nach dem Maaß der Vernunft; die Demuth eine Unachtsamkeit sein selbst. Zum Fleiß gehörten zwey Stücke, die Abwendung von äusserlichen Dingen und die Einkehrung in sich selbst. Zum Gehorsam gehörte die Vollbringung dessen, was die Vernunft befielt, und die Unterlassung derer Dinge, die sie verbeut; die Gerechtigeit habe wieder zwey Stücke, die Reinlichkeit, welche abnimmt, was zu viel ist, und die Vollkommenheit, welche ersetzet, was zu wenig ist. Zur Demuth gehörten gleichfalls zwey Stücke, die genaue Betrachtung sein selbst, oder die Verachtung, oder die Geringachtung sein selbst. Eine jede Tugend habe auch ihre besondere Hülfsmittel. Das Hülfsmittel des Fleißes sey, daß man sich mit der Vernunft wohl bekannt mache; des Gehor-

sams, daß man nichts thue, was bloß von den Menschen angeordnet; der Gerechtigkeit, daß man die Beschaffenheit der Dinge nach Zahl und Maas eigentlich betrachte; der Demuth, daß man nichts thue um seiner Glückseligkeit willen, sondern um seiner Schuldigkeit ein Genüge zu thun. Die Frucht des Fleisses sey die Klugheit, die Frucht des Gehorsams die Freyheit, die Frucht der Gerechtigkeit volle Genüge, die Frucht der Demuth die Hoheit. Bey der Demuth kommt folgende Regel für: wobey ich nichts vermag, dabey will ich auch nichts. Der erste Satz begreift die genaue Betrachtung und Einschauung in sich selbst; der andere aber begreift die Verachtung sein selbst. Die genaue Betrachtung seiner selbst habe vier Stücke. Ich vermag nichts in Ansehung meines Thuns, denn wir können keinen Körper zuwege bringen, wir bewegen auch unsern Körper nicht selbst, denn wir wissen nicht, wie er bewegt wird, und wenn wir's auch gleich wüßten, so würde doch dieses Wissen nichts zur Bewegung helfen, noch vielweniger aber bewegen wir andere Körper. Und daraus folget, daß wir ausser uns nichts thun; gleichwohl geschiehet die Bewe-

gung, das ist, sie wird mit der Anordnung des Willens vereiniget: diese Vereinigung aber verursacht jemand anders nemlich Gott. Ich vermag ferner nichts in Ansehung des Leidens, denn die Dinge, die ausser mir sind, können mir ihre Gestalt nicht eindrucken, sondern jemand anders, nemlich Gott, bildet mir die Gestalt der Welt ein, und macht, daß meine Action in die Theile der Welt sich ausbreitet. Ich vermag auch nichts in Ansehung meiner Geburt. Ich weiß nicht, wie ich auf die Welt kommen bin, noch weniger aber bin ich durch eigene Kraft herkommen. Ich vermag nichts in Ansehung des Todes. Auch hierbey hat mein Wille nichts zu thun, ja ich folge wider meinen Willen *). Und also handle ich thöricht, wenn mein Wille sich dabey einiges Vermögen zueignen will, da ich weiß, daß er nichts ausrichten kann. Und also will ich in allen nichts, sondern ich vollbringe nur was Gott befielt, u. s. w."

Auf diese Art, indem man die erhabene Idee der Gottheit zu Hülfe nimmt, um menschliche Sittlichkeit zu erklären, oder indem man,

*) Walch hatte hier anders, aber falsch übersezt, wie sich aus Seite 156 des Originals ergiebt.

wie Herr Steffens *), den ewigen unwandelbaren Menschen in seiner göttlichen Persönlichkeit von dem bloß erscheinenden Menschen trennt, gelangt man freilich zu einer gewissen Allgemeinheit, aber wer fühlt nicht das Ueberspannte, das Blinde und Herzlose, welches in diesem System liegt und aus ihm hervorgeht? Wenn nun auch die neuere Philosophie dieses System mehr civilisirt, wenn sie Harmonie des Universums, Metalle, und andere Urstoffe, wenn sie Planeten und Pole, wenn sie diesen und jenen geographischen, physikalischen, chemischen, astronomischen und astrologischen Mischmasch, Platonismus und Stoicismus, Sprüchwörter und Xenien hineinknetet, es stürzt und wendet: immer bleibt mir es doch zu kalt, zu herzlos, als daß ich einiges moralisch Heil davon erwarten könnte.

Bey dem gänzlichen Mangel allgemein sittlicher Begriffe habe ich also geglaubt, daß nationelle Sittlichkeit einstweilen das Allgemeinste sey, was sich aufstellen lasse, und daher meine gegenwärtige Moral nationell gestellt und gehalten. Indessen will ich meine Lehren sogleich

*) Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Berlin 1817. S. 310. II.

zurücknehmen oder widerrufen, als ein allgemeiner philosophischer Weltconvent (einen Nationalconvent kann ich nemlich nicht höher ansetzen als mich selber) ein System oder Lehrgebäude der Allerweltssittlichkeit herausgibt. Dabey versichere ich übrigens, daß es mir sehr gleichgültig seyn wird, wenn sich etwa Recensenten gewaltig über mich ereifern sollten. Diese Herren sprechen von Beweisen, wo ich noch gar keine kenne, sie glauben, ich wisse dieses oder jenes nicht, weil ich es übergehe: mögen sie es! Aus den Recensionen meiner Logik habe ich ersehen, welchen wunderlichen Beurtheilern man zuweilen in die Hände fällt. Zum Behuf meiner Vorlesungen lasse ich ein Compendium der Logik drucken, weil kein so kurzes und doch so inhaltreiches vorhanden war, und bleibe, da ich als Lehrer die Anfänger nicht sogleich auf meinen Standpunct der Philosophie hinheben kann, sondern ihnen zuerst Geschichte geben muß, darin auf dem kantischen Standpunct stehen, um welchen sich zur Zeit noch Alles dreht, werfe aber auch Blicke in die neueren Systeme, und nenne das Ganze Anfangsgründe der Logik. Nun werden mir über die Existenz dieses armen Büchleins

eine Menge Vorwürfe gemacht, nun werde ich aufgefordert, diese oder jene Regel nochmals zu prüfen! Habe ich denn gesagt, daß ich die ganze bisherige Logik oder meine Anfangsgründe überhaupt für wahr halte? Es wäre ja möglich, das ich daran durchaus oder zum Theil zweifelte, nur aber meine Schüler nicht sogleich zu Zweiflern bilden wollte! Auch sind Anfangsgründe der Logik kein Ort, wo man sich über schwierige Aufgaben der allgemeinen Philosophie umständlich erklären kann, wie von mir ebenfalls gefordert wurde. Wenn die Zeiten passender für neue Untersuchungen im Gebiete der theoretischen Philosophie sind, werde ich meine Ansichten öffentlich mitzutheilen nicht unterlassen.

Wenn daher ein Recensent es seltsam findet, daß ich in dem allgemeinen Theil dieser gegenwärtigen Moral von der moralischen Freiheit, von dem Hange des Menschen zum Bösen, von der Collision der Pflichten, von den Adiaphoris, und von andern Puncten der allgemeinen praktischen Philosophie nichts erwähnt habe, so gebe ich ihm zu bedenken, daß ich in einer für das größere Publikum bestimm-

ten Sittenlehre nicht füglich von Gegenständen sprechen konnte, welche zur vollständigen Erkenntniß eine so weitgeführte Betrachtung und Erforschung nöthig machen. Es ist mir so ziemlich bekannt, was über diese Puncte insgemein und von den verschiedenen Secten insbesondere behauptet wird, und ich hätte vielleicht auch einiges Neue dazu setzen können, aber ich hielt es dem Zweck dieser Schrift für angemessener, bloß die Kapitel von Gellerts allgemeinem Theil durchzuführen. Der besondere Theil oder die eigentliche Pflichtenlehre ist dagegen viel reichhaltiger, wenn gleich minder weitschweifig und redselig ausgefallen.

Diese meine Moral geht also, um es noch einmal zu wiederhohlen, aus der Ueberzeugung hervor, daß unsere dogmatische Philosophie bey weitem das noch nicht ist, was sie sich einbildet zu seyn. Ich will nicht geradezu alles verwerfen, was bisher dogmatisch geleistet worden ist, indessen ist des Gründlichen doch nur wenig. In dieser Verzweiflung also, etwas Dogmatisch-Haltbares aufzufinden, mußte ich nothwendig nach dem Rationell-Sittlichen greifen. Schon am Schlusse meiner Grundzüge und Kritik äusserte ich die Meynung,

daß man in der praktischen Philosophie vorzüglich auf die Geschichte vergangener Zeiten Rücksicht nehmen müsse. Man wird mich freilich nun einen blinden Empiriker nennen: es sey, aber in dieser Eigenschaft habe ich doch mehr Wahrheit in der Hand, als alle andern Parteyen. Ich will keine Moral, die mit der Hypothese des ewigen unwandelbaren Menschen beginnt; ich will aber auch keine, die auf der Hypothese des sogenannten reinen Naturmenschen erbaut ist: denn in beyden Systemen hat die Subjectivität und Träumerey einen ungemessenen Spielraum. Besonders erscheint mir der sogenannte reine Naturmensch als eine sehr erschlichene Creatur, denn es ist doch eine gar zu plumpe Logik und Psychologie, wenn man von dem empirischen Begriff seiner ehrlichen Landsleute bloß einige Flecken abscheuert, dann ein Abstractum daraus bildet, und diesen Popanz als reinen Natur- oder Allerweltsmenschen aufstellt, nachdem man ihm zuvor noch allerley Lappen und Fetzen von Culturgeschichte ganz verschiedener Zeitalter angehängt hat.

Da aber auch Herr Steffens in der vorerwähnten politischen, gehaltreichen Schrift

der deutschen Nationalität selbst als Dogmatiker, d. h. als Naturphilosoph, das Wort redet; da er sogar Seite 292 des zweyten Theils behauptet, in und mit der Nationalität falle das eigentliche Heil der Völker, denn sie sey ja die göttliche Natur selbst: so wird man hoffentlich einsehen, wie unsere praktische Philosophie jezt eine ernste Umgestaltung beginnt, und die Zeit neuer Ansichten wahrhaft eingetreten ist, und wird an der freien Aufstellung meiner moralischen Grundsätze kein Aergerniß nehmen, sondern diese ganze Schrift als einen Erguß der Wahrhaftigkeit achten und würdigen.

Coburg im August 1817.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung. 1

Allgemeiner Theil.

I. Von der Bedeutung des Wortes Moral und deren höchstem Grundsatz. . . . 5

II. Von den natürlichen Empfindungen des Guten und Bösen. 21

III. Von der Moral der alten Philosophen, von der Moralität der alten Welt überhaupt und von der atheistischen Moral. . 28

IV. Von dem Unterschiede der philosophischen Moral und der Moral der Religion. . 41

V. In wie fern die Tugend der Weg zur Glückseligkeit sey und worin das Wesen der Tugend bestehe. 56

VI. Von den Mitteln zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren. . . . 75

Besonderer Theil.

I. Von dem moralischen Verhältniß des Menschen zu der Kirche und zu dem Staate. 83

II. Pflichten in Ansehung der Subsistenz und Eigenthums. . . . 93

Inhalt.

Seite

III. Von der Sorgfalt für die Gesundheit des Körpers und die Erhaltung des Lebens. 110

IV. Von der Unverletzlichkeit und der Erhaltung der Person. = = = 123

V. Von der Sorge für die Wohlanständigkeit und äusserliche Sittsamkeit. = = 131

VI. Von der Ehre, dem guten Ruf und der Selbstachtung. = = 140

VII. Von der Wahrhaftigkeit im Reden und Handeln. = = = 152

VIII. Von der Menschenliebe, dem Glauben an die Menschheit und dem daraus folgenden Handeln. = = = 170

IX. Von dem Verhältniß der beyden Geschlechter zu einander und von der Ehe. = 179

X. Von den Pflichten der Eltern gegen die Kinder und der Kinder gegen die Eltern. = 195

XI. Von den Pflichten gegen diejenigen, mit denen wir sonst noch in nähern Verhältnissen stehen, so auch von den Pflichten gegen die Nachwelt. = = 217

XII. Von den Pflichten des Menschen nach seinem besondern Beruf. = = 231

XIII. Von dem moralischen Charakter überhaupt. = = = 241

XIV. Schluß. = = = 257

Einleitung.

Hochgeehrteste Herren!

Welche seltsame Lehren bisher die philosophische Welt in Bewegung setzten, ist Ihnen aus meinen Vorträgen bekannt geworden *). In gegenwärtigen Vorlesungen will ich Ihnen nun das mittheilen, was mich meine Erfahrungen und Studien von Moralität glauben lassen. Sie werden hier kein blendendes System, keine glänzende Sophistik, keine prächtige Deduction aus sogenannten absoluten Prinzipien finden, son-

*) Der Verfasser erlaubt sich hier an seine Grundzüge und Kritik der Philosophien Kants, Fichte's und Schelling's, Coburg bey Ahl 1810, und an seine Anfangsgründe der Logik, ebendaselbst 1814, zu erinnern.

dern schlicht wird nur mein Herz, mein Kopf und meine Menschenkenntniß reden. Es mag wohl interessant seyn, aus einem ganzen philosophischen System auch die Moral herauszuspinnen, und es könnte auch wohl möglich seyn, daß meinen Behauptungen irgend etwas Systematisches zu Grund läge, aber ich habe es nicht bestimmt ausgesprochen, vielleicht nicht einmal angedeutet, und so nehmen Sie diese Moral, wo nicht als einen nothwendigen Theil eines ausgesprochenen Systems, doch als einen Theil meiner Wirksamkeit als Mensch und Lehrer an, die doch nicht so ganz ohne innern Zusammenhang seyn wird. So wie ich selbst kein moralischer Heuchler bin, so werden Sie Manches von mir geäussert finden, was vielleicht mancher ängstlichen Seele auffallen wird: allein ich halte dafür, daß jezt das Zeitalter moralischer Scheinheiligkeit, Schwäche und Aengstlichkeit vorüber ist, und daß die Moral eher große und starke Charaktere als moralische Betbrüder ziehen soll. Der starke Zwiespalt, den uns die Erfahrung

zwischen den sogenannten Weltleuten und den Helden und Lehren der Kinder- und Schulmoral zeigt, hat zum Theil auch in der Jämmerlichkeit und Aengstlichkeit der lezten seinen Grund, und es ist endlich einmal Zeit, daß die Moral mehr mit dem Leben ausgesöhnt werde. Zwar werde ich in diesen Vorträgen Gellerts moralische Vorlesungen zum Vorbild nehmen, in welchen manche moralische Aengstlichkeit und Frömmeley zu bemerken ist, aber indem wir uns an Gellerts Methode halten, sind wir nicht verbunden, auch allen seinen Aeusserungen beyzupflichten, wiewohl wir im Ganzen dem hohen moralischen Sinn und dem vortreflichen Herzen dieses deutschen Original-Schriftstellers alle Achtung schuldig sind.

Die wunderbare Zeit, welche wir durchlebt haben, hat von der einen Seite einen sehr schlimmen sittlichen Einfluß gehabt, und besonders in unserem Volk die alte Rechtlichkeit, Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Biederkeit nebst manchen an-

dern Tugenden wo nicht ganz vernichtet, doch sehr untergraben, und die Selbstsucht fast zur Tugend erhoben: lassen Sie sich diese Vorträge Veranlassung werden, diese alten Tugenden an Sich und Anderen wieder zurückzuführen, und überhaupt sorgfältig über die Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit nachzudenken. Kurz ist das menschliche Leben, wenig ist uns oft in der Welt zu erreichen vergönnt, aber unter allen Verhältnissen können wir uns den höchsten Werth durch die Tugend erringen.

Allgemeiner Theil.

I. Von der Bedeutung des Wortes Moral und deren höchstem Grundsatz.

Die Moral soll ein geordneter Unterricht von dem Allen seyn, was die Vernunft als Pflicht des Menschen anerkennen muß. Der Mensch ist zu stolz, als daß er die Belehrung über seine Pflichten einzig und allein aus der Religion entnehmen möchte, und daher ist selbst unter den Christen, deren Religion zugleich auch die vortrefflichste Moral enthält, bis auf unsere Zeiten der Vernunft zugemuthet worden, ein Lehrgebäude menschlicher Pflichten aufzustellen. Insgemein hat man es für eine Aufgabe der Philosophen gehalten, ein Werk der Art zu liefern, und hat die nicht aus der Religion sondern aus der bloßen Vernunft hervorgegangene Moral die philosophische genannt. So wie man die Philosophie überhaupt in die theoretische und praktische abtheilte, so verstand man unter der leztern insgemein die Moral, das Naturrecht und die Politik.

Wenn Gellert sagt, die Moral solle unsern

Verstand zur Weisheit, unser Herz zur Tugend, und durch beydes uns zum Glück führen, und uns lehren, was unser höchstes Gut sey, so lassen sich dagegen allerley Bemerkungen machen. Allerdings soll uns die Moral erklären, was Tugend ist, und insofern soll sie unser Herz zur Tugend führen; aber ob sie auch unsern Verstand zur Weisheit zu führen vermag, läßt sich nicht ohne alle Einschränkung bejahen. Wie leicht könnte ein jugendliches oder schwaches Herz in die Versuchung geführt werden, zu glauben, durch das Einstudiren des Moralsystems irgend eines berühmten Philosophen sey auch die höchste Weisheit errungen, während wir doch wissen, daß nichts schwankender ist, als das, was die berühmtesten Philosophen bisher als Wahrheit aufstellten? Und was endlich das Glück betrifft, das uns die Moral bereiten soll, so wissen wir nur zu gut, daß zwischen Tugend und Glück ein mächtiger Unterschied ist, und daß man allenfalls Kinder durch Belohnungen zu einem gewissen Wohlverhalten gewöhnen, hingegen Weltleute durch kein leeres Versprechen der Art für die Tugend gewinnen kann: die Tugend besteht bloß um ihrer selbst willen, sobald man annimmt, der Mensch sey zu etwas Höherem bestimmt, als zum bloßen thierischen Leben.

Leicht vereinigen sich die Menschen über den

Werth und Unwerth gewisser Handlungen, und selten wird jemand das im Ernst für gut ansehen, was seine Mitbürger tadeln, aber in Ansehung des Grundsatzes selbst, welcher die Richtschnur aller unserer moralischen Handlungen seyn soll, herrscht großer Streit, und selbst die Schulen der Philosophen sind hierinn noch sehr getheilter Meynung. Berühmt ist zwar der kantische Grundsatz: Handle so, daß du dir die Maxime deiner Handlungen als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung denken könnest, — aber wer bemerkt nicht sogleich, daß die Maximen, nach welchen z. B. das sanfte weibliche Geschlecht nach seiner Art gut handelt, nie Prinzip einer Weltgesezgebung werden können? Daß dieses Moral-Prinzip nur heoristisch, nicht constitutiv, daß in ihm nur von der Idee einer Uebereinstimmung, keineswegs von einer wirklichen Uebereinstimmung die Rede seyn mag, wollen wir ausserdem ganz dahin gestellt seyn lassen. *) Eine andere Lehre finden wir bey der Fichteschen Schule. Hier heißt der oberste Grundsatz der Moral: Handle stets

---

*) Fichte machte diese Einwendungen gegen Kant. Siehe S. 311 seines Systems der Sittenlehre.

nach bester Ueberzeugung von deiner Pflicht, oder: Handle nach deinem Gewissen. Aber was besagt denn eben das Wörtlein Pflicht? Soll es uns der höchste Grundsatz nicht lehren? Wir wollen ausserdem gar nicht in Anschlag bringen, daß dieser Grundsatz der Schlechtigkeit allen Vorschub leisten kann, indem die moralischen Heuchler sich so gern mit ihrem Gewissen beschönigen: ich handle gewissenhaft heißt bey manchem Menschen so viel als: ich handle zwar schlecht, glaube mich aber leicht entschuldigen zu können. Der Stifter der Naturphilosophie hatte früher *) geäussert: „Die Mysterien der Philosophie haben die Lehre von dem Absoluten und die von der ewigen Geburt der Dinge und ihrem Verhältniß zu Gott zum vornehmsten, ja einzigen Inhalt, denn auf diese ist die ganze Ethik, als Anweisung zu einem seeligen Leben, erst gegründet und eine Folge von ihr." Man schien somit fast auf das alte Glückseligkeitsprinzip zurückzukommen, auch wohl auf den Stoicismus, indem man das der Natur gemäße Leben ebenfalls als moralisch darstellte. Da indessen andere Ansichten von einem höchsten moralischen Grundsatz verbreitet wur-

*) In den Ideen zur Philosophie der Natur, S. 3.

den, welche das Moralisch-Gute in dem Wahren finden wollten, so glaubte ein entschiedener Anhänger der Naturphilosophie sich auf folgende Art erklären zu müssen:

„Das Prinzip des sittlichen Lebens läßt sich in seiner vollen Allgemeinheit folgender Maßen ausdrücken: Was die Vernunft in jedem Fall als das Wahre, d. h. dem Begriffe und dem Wesen des Gegenstandes Entsprechende erkennen muß, das ist auch das Gute und Rechte. Soll dieses Prinzip auf den einzelnen Menschen angewendet werden, so wird es dahin modifizirt und beschränkt, daß es lautet: Was die Vernunft für das Wahre und Angemessene erkennen muß in Beziehung auf die individuelle Wirksamkeit eines jeden Menschen, das ist für diesen auch zu thun gut und sittlich. Oder soll dieses Prinzip in der Form eines Gesetzes ausgedrückt werden, so heißt es: Jeder Mensch lebe auf die seiner besonderen Natur entsprechende Weise vernünftig. Um vollkommen gut seyn zu können, muß man zwar das Gute zuvor erkennen; man muß, da das Wahre und Sittliche Eins sind, die Wahrheit vom Irrthum und Schein, das Gute vom Bösen zu unterscheiden wissen: aber man muß auch vorzüg-

lich sich selbst kennen, um zu wissen, was für ein besonderes Gute man zu wirken im Stande sey? Man bemerkt an den einzelnen Menschen nicht zu allem und jedem Fähigkeiten, sondern nur zu gewissen und bestimmten Beschäftigungen, und diese Beobachtung führt uns auf die ursprüngliche Begrenzung des menschlichen Wirkens: manche Menschen sind nur zu einer Arbeit, andere zu mehreren, keiner zu allen fähig. So wie in der ganzen Natur, so findet auch unter den Charakteren der Menschheit eine unübersehbare Mannigfaltigkeit statt. Die dem Menschen inwohnende Kraft ergießt sich bey dem einen in eine harte, schwer durchbrechbare Form, und wirkt auf eine beschränkte Weise; bey dem andern ist sie freyer, entfalteter, und fähig, Mehreres zu gestalten, sie äussert sich allseitiger, und offenbart eben dadurch einen vollkommenen Charakter. Jedem individuellen Charakter liegt aber eine Idee zu Grunde, oder jeder ist ein Ausdruck der göttlichen Wirkungsweise in bestimmter Form, und eben davon hängt sein Beruf ab. Das dieser besondern Idee entsprechende Leben ist jederzeit gut, und harmonisch mit dem Leben aller übrigen Menschen, in so fern dieses gleichfalls von der ihnen eingebohrnen Idee geleitet wird. Denn alle Ideen sind als Ausflüsse der absoluten Sub-

stanz dem Ursprung und Wesen nach eins, und wie alle ewigen Wahrheiten, unter sich verwandt und harmonisch. Wenn daher alle Menschen ihrer Idee, oder ihrem ursprünglichen und göttlichen Beruf gemäß leben, so wird unter ihnen eben die Einheit herrschen, welche wir im sichtbaren Universum, als der im Raume aufgeschlossenen Ideenwelt, erkennen, eine Harmonie, die wir in der Musik wahrnehmen, wo eben durch die invidueIle Haltung jedes Accords gerade die Harmonie aller Accorde, oder des Ganzen, bedingt ist *)." Man kann nicht in Abrede seyn, daß hier manches Scharfsinnige gesagt wird, aber doch muß man auch bekennen, daß hier die Moralität zu einer bloßen Kunstfertigkeit erniedrigt wird, ja, daß diese Ansichten leicht einen moralischen Castengeist herbeyführen könnten, denn keine Philosophie ist so sehr geneigt, das Verbleiben gewisser Eigenschaften in den Familien zu vertheidigen, als die Naturphilosophie, vor der Casten-Verfassung der Hindu's aber möge uns Gott bewahren. **)

---

*) Klein's Begründung der Ethik S. 113—126.

**) Nach den Behauptungen der Naturphilosophie ist jedem Ding in der Welt ein Begriff eingebohren, welcher bewirkt, daß es in den Schranken seiner Art bleibt, und nicht die Eigenschaften anderer Wesen annimmt. Somit sind auch der Menschennatur der-

Unserer Meynung nach möchte daher über den höchsten moralischen Grundsatz Folgendes zu bemerken seyn:

Der Philosoph mag immerhin versuchen, aus seiner Theorie des Bewußtseyns auch die höchsten Prinzipien der Moral abzuleiten, und ihnen gemäß ein vollständiges System dieser Wissenschaft hinzustellen, aber so lange seine Theorie nicht von allen Philosophen, oder doch dem größten und vernünftigsten Theil derselben anerkannt wird, bleibt auch seine Moral ein bloß wissenschaftlicher Versuch, der für niemanden eine bindende

---

gleichen Begriffe eingedrückt, welche nicht allein Völker bey ihrer Nationalbildung und ihren Nationalsitten erhälten, sondern auch in den verschiedenen Volksstämmen und Familien einen eigenthümlichen Geist und Bau fortpflanzen. Man sieht leicht ein, daß es nun mehr oder minder von der Natur begünstigte Stämme und Familien geben kann, und daß nur noch ein Schritt zu der Casteneintheilung der Hindus zu thun ist, wo der höchste Stamm (Caste) für ganz heilig, der niedrigste aber für ganz unehrlich, unrein und unedel gehalten wird, während eine Menge mittlerer Klassen eine vollständige Stufenleiter von dem einen Extrem zum andern bilden. Weil nun keine Caste in die andere heyrathen darf, auch jede ihre bestimmten Beschäftigungen hat, so sieht man leicht ein, daß die Cultur der Menschheit und die Verbreitung der Menschenliebe hier gar sehr gehemmt wird, und daß ein Moralprincip nicht zu billigen ist, welches auf solche Einrichtungen hinführen könnte.

Gewalt hat. Da nun bekanntlich noch kein von allen philosophischen Secten anerkanntes System der Philosophie überhaupt, und der Moral insbesondere vorhanden ist, so befände sich die Menschheit wirklich ohne alle moralischen Grundsätze, wenn sich nicht in jeder Nation selbst mit der fortschreitenden Cultur eine gewisse moralische Gesetzsammlung bildete, nach welcher zu handeln jeder für Recht und Pflicht hält, ohne sich an das Geschwätz der Schulphilosophen zu kehren.

Man hat keine, wenn auch noch so rohe Nation gefunden, welche ganz ohne moralische Gesetze lebte: wohl hat man hie und da gar keine Spuren einer Religion, nirgends aber gänzlichen Mangel an moralischen Begriffen bemerkt. Ehe also noch Philosophen mit ihren Systemen, oder Gesetzgeber mit ihren Gesetzen auftraten, befand sich die Menschheit schon im moralischen Handeln begriffen: und wem verdankten denn wohl diese Weisen und Gesetzgeber ihre erste moralische Bildung? Doch wohl nur den bereits aus dem moralischen Sinn ihres Volks hervorgegangenen moralischen Ideen. Diese Weise und Gesetzgeber konnten nun die Masse der in ihrem Volk befindlichen moralischen Ideen durch neue vermehren, aber immer mußte dieses Neue dem Sinn dieses Volks entsprechen, wie sich auch geschichtlich nachweisen läßt: so ver-

schieden z. B. Solon und Lykurg als Gesetzgeber waren, so bemerkt man doch gegen Moses eine gewisse Familien-Moral bey ihnen.

Indem derjenige Philosoph gebohren wird, der die Menschheit durch seine neuen moralischen Lehren bekehren will, ist sein Volk schon im moralischen Handeln begriffen: der in jedem Menschen liegende moralische Sinn hat sich der Nationalität und Geschichte des Volks gemäß ausgebildet, bereits die Ansichten der einzelnen Bürger von Tugend und Laster, Recht und Unrecht im Allgemeinen geregelt, und, was das Wichtigste ist, bereits eine unendliche Menge Moralisch-Gutes bewirkt. Dieser Volksmoralität verdankt der junge Prophet selbst seine ersten moralischen Begriffe, seine Erziehung und eine Menge moralischer Wohlthaten, sobald aber seine Sophisterey gereift hat, glaubt er nun dies Alles nicht achten, sondern mit Lehrsätzen zum Vorschein kommen zu müssen, die mit der moralischen Tendenz seines Volks im Widerspruch stehen.

Nun sollte aber dem moralischen Menschen nichts heiliger seyn, als die Erhaltung der Sitten seines Volks, denn sie machen das Volk zu dem, was es ist; so lange ein Volk seine Nationalität, d. h. seine eigene Sprache, Verfassung und Sitten und sein eigenes Gesetz behält, er-

kennt es sich als Volk und strebt dahin, selbstständig unter andern Völkern dazustehen. Wie thöricht und unmoralisch handelt nun derjenige, der die moralischen Begriffe seiner Landsleute nicht achtet, sondern seinen Stolz darein sezt, durch geschraubte, eigensinnige moralische Lehren die Nationalität seines Volks mit vernichten zu helfen, eine Nationalität, welche sein Volk frey und selbstständig erhält, und selbst seiner eigenen moralischen Wirksamkeit einen so großen Spielraum eröffnet, größer als bey einer andern Nation, die den Fremden schon als Fremden verachtet?

Unserer Meynung nach muß also jedes Volk seine eigene Moral haben, und diese muß der Morallehrer in der Nationalität des Volks finden lernen: dann erst mag er sich nach allgemeinern moralischen Theorien umsehen. Unsere bisherigen moralischen Theorien gingen eben daher nicht ins Volk über, weil sie seine Moralität verachteten und sich mit ihr in Widerspruch sezten: was weiß z. B. das deutsche Volk von Fichte's Moral, die, wiewohl mit unter sehr sonderbar, dennoch sehr consequent ist? Nur Revolutionen, seyen sie religiös oder politisch, vermögen ein Volk auf einmal so stark zu ergreifen, daß es andere moralische Grundsätze annimmt und befolgt, aber meistens kosten sie

viel edles Blut, und wenn die Stürme vorüber sind, erhebt die alte Handlungsweise dennoch wieder ihr Haupt. Christus sagte freilich nur zu seinen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium," aber wer weiß nicht, wie viel Blut das Christenthum der Menschheit gekostet hat? Hat aber selbst die milde Moral des Christenthums allenthalben über die Nationalsitten Herr werden können? — Wir werden im Fortgang dieser Schrift sehen, wie selbst berühmte christliche Morallehrer über ihre Nationalität das Christenthum aus den Augen verlohren haben.

Daher ist es unsere volle Ueberzeugung, daß der oberste moralische Grundsatz so heißen müsse: „Thue zuerst immer das, was nach den moralischen Begriffen deines Volks wahr, recht und gut ist, suche aber diese Begriffe da, wo sie einseitig und falsch sind, zu berichtigen, und so allmählig eine allen Völkern angemessene Moralität herbeyzuführen.

Fichte, ohne Zweifel ein strenger Moralist, der das Leben ohne Moralität für gar nichts achtete, war gewissermaßen einerley Meynung mit uns, indem er es dem Menschen zur Pflicht machte, sich an eine moralische Gemeinde (Kirche

nannte

nannte er sie) anzuschließen, um hier seine moralischen Begriffe zu berichtigen und auszubilden. Derjenige Mensch also, der nach Fichte seine Pflicht aus den moralischen Begriffen seines Volkes erkennt, handelt nach unserem Grundsatz: unser Grundsatz ist aber auch zugleich ein Ideal, wofür die Moralität von jeher gehalten wurde, insofern er auf eine über alle Nationalität hinausliegende Wahrheit, Gerechtigkeit und Vollkommenheit hinarbeitet. Die Vernunft wird in unserem Grundsatz zwar anfangs passiv erkennend genommen, aber dann auch zur thätigen selbstständigen Erkenntniß der Moralität aufgefordert, an deren Herstellung sie zu arbeiten hat. Und insofern nationelle Moralität immer das Erste für jeden Menschen ist, wird jedem abgerathen, ein moralischer Sonderling, Schwärmer und Fantast zu werden, als welche von jeher zum Verfall allgemeiner Moralität am meisten beytrugen, weil sie sie lächerlich machten.

Eine Moral für alle Zeiten hinzustellen ist ein zweckloses Unternehmen, wie schon die Geschichte lehrt: jedes Volk und jedes Zeitalter hat seine eigene Moral. Die Idee alles dessen, was moralisch ist, ist auch nicht auf einmal auszusprechen, denn sie ist etwas Unendliches. Aber immer darf man den moralischen Grund und

Boden, auf welchem man gebohren und erzogen ist, nicht verachten, denn er hat schon eine größere Menge Früchte des Wahren und Guten getragen, als die seltsamen Theorien zankender Weltweisen. Es ist lächerlich, wenn ein Philosoph glaubt, durch seine Theorie habe er erst die Menschen über Moralität gehörig belehrt: seine Nation nimmt oft gar keine Notiz von seinen Orakelsprüchen, sondern handelt nach ihrer Weise fort, und eine unendliche Menge schöner und edler Handlungen kommen hierbey von selbst und ungerufen zum Vorschein. Wer übrigens die Bedeutung der Begriffe Ethik, Moral und Sittenlehre zu würdigen weiß, wird sogleich ihren nationellen Inhalt erkennen, denn es gibt doch wohl vor der Hand noch keine kosmopolitischen Sitten.

Wir Deutsche haben von jeher eine bestimmte Nationalität gehabt, und, wie Gibbon ganz richtig bemerkt, liegt der Urkeim unserer gegenwärtigen Gesetze und Sitten in der rohen deutschen Urwelt. *) Dieser rohen Nationalität

*) The most civilized nations of modern Europe issued from the woods of Germany, and in the rude institutions of those barbarians we may still distinguish the original principles of our present laws and manners. The History of the decline and fall of the Roman Empire. Vol. I. Chap. IX.

wurde nun, nicht ohne grossen Kampf, späterhin das milde Christenthum eingeimpft, ein Religionssystem, das sich vor allen andern durch seine menschenfreundliche Moral auszeichnet. Aber selbst jezt, nachdem schon so viele Jahrhunderte vorüber sind, hat sich unsere Nationalität noch nicht ganz mit dem Christenthum in eins verschmolzen, und man bemerkt fast mit Erstaunen, daß berühmte christliche Morallehrer selbst da unserer Nationalität das Wort reden, wo sogar heidnische Philosophen sie verdammt haben würden. *) Geht man ferner die Geschichte un-

*) Das Leben z. B. für nichts zu achten, und um einer bloßen Grille wegen auf das Spiel zu setzen, ist eine uralte Nationalsitte der Deutschen, und daher hält der Deutsche und seine Stammesverwandten Zweykämpfe nicht allein für rühmlich sondern auch für nothwendig, und selbst ein Reinhard, der beredteste Vertheidiger des Christenthums und seiner Moral, hat nicht das Herz, sie ganz zu verdammen, sondern er hält sie sogar in einem Falle für erlaubt, wo sie selbst die alten Stoiker nicht erlaubt haben würden, und der Geist des Christenthums sie bestimmt verdammt. S. 623. des ersten Theils seiner Moral gibt er nemlich in einer Anmerkung fünf Fälle an, wo der Zweykampf nicht für unerlaubt gehalten werden könne. Der vierte Fall darunter ist „unter Umständen, wo die Meynung vom sogenannten Ehrenpunct soweit getrieben wäre, daß man, im Fall man sich nicht nach derselben bequemen wollte, ganz

serer philosophischen Moral durch, so findet man zwar immer, daß in irgend ein System eines alten Griechen die Lehren des Christenthums eingezwängt wurden, daß aber dennoch die deutsche Nationalität eine gewisse Oberhand behauptete, und beyde so verschiedenartige moralische Elemente nach deutscher Art gestaltete.

Wir werden uns also auch auf eine Moral für germanische Völker beschränken, und eben so wenig für einen sogenannten reinen Naturmenschen als für einen Mahomedaner, Chinesen und andere Fremdlinge moralisch belehrend zu sorgen uns vornehmen, denn einen erstern gibt es nicht und leztere bekümmern sich vor der Hand um die deutschen Moralisten gar nicht. Und was wir unter einer germanischen Moral verstehen, wird der Verlauf unserer Vorlesungen darthun.

---

ausser Stand gesezt würde, in der Gesellschaft weiter zu leben und zu wirken" Ey, so entleibe dich selbst, ehe du dich in die Möglichkeit versetzest, ein Mörder eines andern zu werden, würden hier die Stoiker sagen. Aber um nicht gegen Nationalität zu verstoßen, wird Reinhard hier unchristlich und inconsequent. Und so wird er öfter dem Christenthum untreu aus Nationalität.

II. Von den natürlichen Empfindungen des Guten und Bösen.

In der Logik wird ein Unterschied zwischen klaren und deutlichen Begriffen gemacht, der dahin geht, daß der deutliche Begriff eine wissenschaftliche Einsicht in dasjenige geben soll, was man vorher zwar klar, aber gleichsam nur durch einen bloßen Vernunft-Instinct erkannte. Derselbe Unterschied besteht zwischen dem, was man gutes Herz und Moralität nach Grundsätzen nennt. Obwohl nichts unbestimmter als der Ausdruck Herz ist, wenn er bildlich genommen wird, so versteht man doch insgemein unter einem guten Herzen einen solchen Charakter, der überall vermöge eines bloßen Gefühls das Gute erkennt, einsieht, und auch ausübt.

Man hat in den neuern Zeiten von Seiten der philosophischen Moral das sogenannte gute Herz mit Unrecht lächerlich zu machen gesucht, indem man die sonderbare Meynung hegte, es sey keine Handlung moralisch, die nicht nach einem deutlich gedachten, und von der Philosophie als richtig anerkannten Grundsatz geschehe. So wie man von der einen Seite hierbey übersah, daß die Uneinigkeit der Philosophen in Rücksicht auf den obersten Moralgrundsatz und dessen Deduction nothwendig alle Moralität un-

möglich machen müßte, so schien man auch nicht bemerken zu wollen, daß das gute Herz nichts Anderes als der allen Menschen angebohrne Sinn für Moralität sey, der sich nur bey gewissen Individuen besonders stark äussert. So wie jedem Menschen der Sinn für Schönheit angebohren ist, nur aber in seiner ganzen Lauterkeit bey wenigen Individuen hervortritt, so ist zwar der moralische Sinn ein Gemeingut der Menschheit, aber diejenigen Personen, denen wir ein gutes Herz beylegen, werden von ihm am lebhaftesten durchdrungen. Der Philosoph soll aber seinen Unterricht über Moralität nicht aus Hirngespinnsten sondern aus dem menschlichen Herzen ableiten, damit er wieder zu Herzen gehe; er soll das in deutlichen Regeln aussprechen, was das Herz dunkel als das Wahre und Gute anerkennt; er soll die Natur ehren, wenn sie einen Charakter mit einem feinen und lebhaften Gefühl und Eifer für das Gute ausgestattet hat, denn hier ist das schon von selbst da, was der Philosoph in Andern erst durch Unterricht erzwecken will. Eben so unrecht hielten Einige das gute Herz für Schwäche, denn derjenige, dessen ganze Natur beym Anblick von Immoralitäten empört, beym Anblick fremder Noth gerührt, beym Anblick fremder Aufopferung für das allgemeine Beste oder die leidende Menschheit bis zu Thrä-

nen entzückt wird, ist schätzbarer als der kalte Klügler und moralische Sophist, denn von ihm ist eher Hülfe zu erwarten.

Wenn Adelung Recht hat, daß das Wort **Herz** das ganze Begehrungsvermögen, den Willen im weitern Verstande bedeute, so möchte Reinhard eine etwas beschränkte Ansicht haben, wenn er in seiner Moral behauptet, das gute Herz sey eine natürliche Anlage zur Menschenliebe, und weil sie ganz von Organisation und dem Alter des Körpers abhänge, ohne alles Verdienst. Wer wird wohl im Ernst von dem weiblichen Geschlecht eine streng nach philosophischen Grundsätzen geregelte Moralität verlangen? Welcher Kenner der Weiblichkeit wird einer gelehrten moralischen Schwätzerinn den Vorzug vor jener Frau ertheilen, deren stiller Charakter das Gute mehr fühlt als erkennt, und deren Herz richtiger das Wahre trifft als ihr Verstand es gelehrt zu entwickeln weiß? Denn man unterscheide hier wohl eine eingelernte Moralität von jener, die frey aus dem Herzen kommt. Was bedeutet denn ein **böses Herz** Anderes, als einen Charakter, der an dem Bösen bloß deßwegen Gefallen hat, weil es bös ist, und dessen Gemüth ohne alle tugendhafte Regungen ist? Am schönsten hat sich Gellert über die natürlichen Empfindungen des Guten und Bösen in folgen-

der Stelle geäussert, und ihm wenigstens wollen wir glauben:

„Diese sittliche Empfindungskraft des Guten und Edlen ist der Vernunft, bey ihren Untersuchungen von Pflicht und Tugend, zur Gehülfinn gegeben. Aber man erinnert sich auch, daß dieser moralische Geschmack, wie alle Fähigkeiten und Kräfte der Seele, seine Ausbildung und Anwendung verlanget; daß er zwar in keinem Herzen ganz fehlet; aber daß er durch Sinnlichkeit, Sorglosigkeit und vorsetzliche Unterdrückung kann verderbt und zurück gehalten werden. Doch wie wir, wenn wir wissen wollen, was klug und anständig ist, nicht den Unwissendsten sondern den Klügsten fragen werden: so müssen wir auch das Gefühl des rechtschaffensten Mannes, der uns durch seine Handlungen bekannt wird, in der Frage von dem, was moralisch schön und gut ist, unendlich mehr hören, als die Empfindungen eines Menschen, der von Jugend auf ohne Erziehung sich den Eindrücken der Sinne und den Ausschweifungen der Begierden überlassen hat. Wir können den Geschmack an der Moralität eben so bilden und bessern, wie wir den natürlichen Geschmack an dem Schönen in den Werken der Natur und Kunst erhöhen. Je mehr wir uns mit den Werken des Schönen bekannt machen, ihren Eindruck auf uns wirken

lassen, ihre Theile und die Uebereinstimmung derselben betrachten, gegen einander vergleichen, und darüber nachdenken; desto mehr wächst er. So wächst auch der Geschmack an dem moralisch Guten, wenn wir uns edle, rühmliche Neigungen, Absichten und Handlungen denken; sie oft in ihrem Einflusse auf das Glück der Menschen, in ihrer Vortrefflichkeit und in ihrer Uebereinstimmung mit unserer Natur, als einem Werke Gottes denken, ihr Schönes zu empfinden, und durch alles dieses den Abscheu gegen das entgegengesezte Böse zu stärken suchen.

Der Begriff also der Tugend und des Lasters, oder dessen, was den wahren Werth und die wahre Schande des Menschen ausmacht, stützt sich zwar zuförderst auf Aussprüche und Gründe der Vernunft, aber doch auch dabey auf eine moralische Empfindung, oder auf einen Trieb des Herzens und Gewissens, der uns belehrt und fühlen läßt, ob gewisse Neigungen, Entschliessungen und freywillige Handlungen eine innerliche Verbindlichkeit und Vortrefflichkeit haben oder nicht. Jeder frage sich aufrichtig, ob nicht seinem Herzen ein Unterschied des Guten und Bösen eingedrückt sey, der ihn nöthige, ohne lange Beweise des Verstandes, diese oder jene That, diese Absicht, diese Begierde als gut und edel, oder als schändlich und strafbar zu empfin-

den. Es ist selbst nach der Analogie unserer übrigen Empfindungskräfte höchst wahrscheinlich, daß wir ein solches moralisches und richterisches Vermögen, zu empfinden, und durch die Empfindung zu entscheiden, besitzen müssen. Wir haben ein Gefühl des Schicklichen und Unschicklichen, welches uns, in Ansehung des äußerlichen Wohlstandes, unterweist; des Unstreitigwahren und Ungereimten, das unserm Geiste, bey der Anwendung der Kraft zu denken, zum Führer dienet; des Schönen und Schlechten, welches das Genie leitet, bey seinen Nachahmungen der Natur, fast ohne daß es sich dessen bewußt ist, nach den Regeln der Natur, zu arbeiten. *) Sollten wir nicht auch für Kräfte und Handlungen von noch größerer Wichtigkeit ein unterscheidendes Gefühl, nicht auch ein unmittelbares Wohlgefallen an solchen Neigungen und Handlungen in unser Herz eingedrückt erhalten haben, welche die Vernunft zwar rechtfertiget und als billig und gut erweist, aber doch, wenn sie durch nichts unterstützt würde, in tausend Fällen viel zu lang-

*) Wer mit der neuern Philosophie vertraut ist, wird finden, daß Gellert hier schon die Grundzüge der Theorie der Kunst aussprach, die das System des transscendentalen Idealismus des Herrn Schelling später als etwas ganz Neues aufstellen wollte.

sam und für die meisten Menschen viel zu unvernemlich beweisen würde?"

Und so sey uns zum Schlusse noch die Bemerkung erlaubt, daß viele tausend Gefühle und Empfindungen unser Inneres oft durchkreuzen, die der Verstand zuweilen gar nicht, zuweilen nur sehr mühsam als helle Gedanken darzustellen vermöchte, und daß daher ein von edlen Gefühlen erwärmter Charakter allerdings einen größern moralischen Werth hat, als jener, der sich das Moralprinzip wörtlich vorzusagen weiß, nach welchem er tugendhaft zu seyn glaubt. Vieles Unendliche liegt in uns, das sich schwer in Worte fassen, in Grundsätzen aussprechen läßt: warum soll sich auch die tugendhafte Gesinnung in einem philosophischen Wortgepränge aussprechen, um für das zu gelten, was sie ist? Häufig zeigt auch das Leben, daß diejenigen, die viel von Tugend sprechen, nicht eben die edelsten, mit dem besten Herzen begabten Menschen sind, und daher wollen wir das gute Herz überall schätzen, wo wir es im Leben bemerken.

III. Von der Moral der alten Philosophen, von der Moralität der alten Welt überhaupt und von der atheistischen Moral.

Diogenes, der Laertier, berichtet in seinem siebenten Buch, die Athener hätten den Philosophen Zeno, den Stifter der stoischen Schule, so sehr geachtet, daß sie bey ihm die Stadtschlüssel niedergelegt, und ihn mit einer goldenen Krone und einer ehernen Bildsäule beehrt hätten. Nicht allein für die Geschichte, sondern auch für die Wissenschaft der Moral selbst ist der athenische Volksbeschluß zu merkwürdig, als daß er hier fehlen dürfte. Er lautete wie folgt:

„Unter dem Archon Arrhenides aus der Zunft Akamantis, welche die fünfte an der Prytanie war, in der lezten Dekade des Maimakterions, am dreyundzwanzigsten Tag der Prytanie hat die unter den Vorsitzern gesetzmäßig versammelte Gemeinde einen Beschluß gefaßt, wobey Hippon, Kratistoteles Sohn, Xympeteon nebst andern den Vorsitz hatten, und Thrason, Thrasons Sohn, der Anakäer das Wort führte: Weil Zeno, Mnaseos Sohn aus Kittium, sich viele Jahre als Philosoph in dieser Stadt (Athen) aufgehalten, sich auch in allen übrigen Stücken als ein rechtschaffener Mann bezeigt, und die sich um ihn sam-

melnden Jünglinge zur Tugend und Mäßigung aufgemuntert, und allen sein eigenes Leben als das beste Vorbild aufgestellt hat, indem es mit den Lehren, die er vortrug, vollkommen übereinstimmte; so hat die Volksgemeinde unter glücklichen Vorbedeutungen beschlossen, Mnaseos Sohn Zeno aus Kittium zu beloben und wegen seiner Tugend und Mäßigung mit einer goldnen Krone gesetzmäßig zu krönen; ihm auch überdies auf öffentliche Kosten im Keramikos ein Grabmahl zu erbauen. Um die Verfertigung dieser Krone und die Erbauung dieses Grabmahls zu besorgen, soll die Volksgemeinde fünf athenische Männer ernennen. Diesen Volksbeschluß soll der Volksschreiber auf zwey Säulen eingraben lassen, wovon er die eine in der Akademie und die andere im Lykeion aufstellen kann. Die Kosten der Säulen aber soll der öffentliche Schatzmeister durch Vertheilung aufbringen, damit jedermann erfahre, daß das athenische Volk rechtschaffene Männer sowohl im Leben als im Tode ehrt. Ernannte Aufseher über den Bau sind Thrason der Anakäer, Philokles der Piräer, Phädros der Anaphlystier, Medon der Acharner, Mikythos der Sympalleter, Dion der Päanier."

In der That gehörte die Secte der Stoiker zu den bewundernswürdigsten Erscheinungen des

Alterthums. *) Sie hielten nicht nur die Tugend für eins mit Glückseligkeit, und meynten, selbst unter den größten körperlichen Schmerzen und Martern sey der Tugendhafte glücklich; sie betrachteten nicht bloß alle Leidenschaften als Krankheiten der Seele, und forderten die Geringschätzung irdischer Güter als eine Vollkommenheit, sondern ihr Leben war auch das vollkommenste Beyspiel von dem, was sie glaubten und lehrten. Man mag immerhin ihre Vertheidigung des Selbstmords tadeln, und ihre Tugend überspannt nennen; man mag es belächeln, daß der stoische Weise nicht nur allgenügsam, unbeschränkt frey, edel, reich und ein König seyn, sondern auch alle Eigenschaften Gottes besitzen wollte: immer steht doch die menschliche Natur hier auf der höchsten moralischen Stufe, und es ist sehr zu bedauern, daß dieses so praktisch-moralische Institut ganz untergegangen ist. Fragt man aber, wie weit der Stoicismus unter der Menschheit Wurzeln faßte, so vernimmt man, daß sein Daseyn sehr beschränkt war. In der Regel gehörten die Philosophen des Alterthums zu der begüterten Klasse der freyen Staatsbürger, indem

*) Wir bequemen uns hier nach der alten Sitte, welche einige griechische Stämme und die Römer ohne alle Hinsicht auf die Epochen ihrer Geschichte für das ganze Alterthum nimmt.

das Erlernen der Philosophie in Griechenland eben so kostspielig war, als in unsern Zeiten das Erlernen der Wissenschaften. Und unter dieser kleinen Anzahl begüterter Staatsbürger machte die Secte der Stoiker vielleicht kaum den hundertsten Theil aus, denn der lustige Sinn der Griechen hieng lieber freudigern Systemen an. Gerade als wenn man die finstere Standhaftigkeit und Weltentsagung der stummen Trappisten als allgemeines Lob der neuern Zeiten hinstellen wollte, eben so würde man verfahren, wollte man den Stoicismus dem Alterthum als allgemeinen Ruhm beymessen.

Indessen haben auch andere philosophische Secten des Alterthums Rühmliches in Rücksicht auf Moral geleistet. Die insgemein verachteten Cyniker lehrten nicht nur, daß man, um glücklich zu leben, die Gottheit nachahmen müsse, und daß gute Männer, wie Diogenes sich ausdrückt, Ebenbilder der Götter wären, sondern dieser so eben genannte Sonderling behauptete auch, nur ein böses Leben sey ein Uebel, und es sey eine Schande, wenn jemand Holz (musikalische Instrumente) zu Tönen, das Leben aber nicht nach der Seele stimme. *) Wer weiß nicht, daß auch

*) Man sehe Diogenes v. Laerte VI, 2, 20—65, und Krug's Geschichte der Philosophie al-

Pythagoras die Tugend eine Harmonie, und die Gerechtigkeit eine durchgängig gleiche oder gerade Zahl nannte, und auf Selbstbeherrschung oder Bezähmung der Natur und auf Verähnlichung des Menschen mit dem Göttlichen hindrang? Nicht minder lehrte Plato, daß der Mensch vermöge seiner vernünftigen Natur nur das an sich Gute, welches auch das Wahre und Schöne in sich schließt, schätzen könne, und er eben dadurch seine Verwandtschaft mit der Gottheit beurkunde, und daß daher eine durchgängige Einstimmung der gesammten Thätigkeit des Menschen mit der höchsten Vernunft, oder die möglichste Aehnlichkeit mit Gott das höchste Gut, und das Streben-Sollen nach diesem Gute das oberste Pflichtgebot für den Menschen sey. Uebereinstimmend mit ihm stellte Aristoteles die Tugend als die vollkommene Thätigkeit der Vernunft auf; ja, selbst die griechischen Skeptiker erkannten den unbedingten Werth der Tugend als höchstes Gut an. Von dem herrlich moralischen Sinn des Socrates brauchen wir wohl nicht zu sprechen.

Dennoch aber läßt sich der moralische Gehalt der alten Zeit nicht hoch anschlagen. Auch die eben

---

ter Zeit unter dem Artikel Cyniker, auf welche beyde Werke ich überhaupt hiermit ein für allemal wegen der noch folgenden Citate hinweisen will.

eben genannten schönen Moraltheorien griffen so wenig durch das Leben, als der Stoicismus, vielmehr blieben sie fast ausschliessliches Eigenthum der Philosophen; es gab auch Secten, wie z. B. die des Aristipp und des Epikur, welche das Vergnügen für das höchste Gut des Menschen erkannten; und ausserdem lagen in der Nationalität der Alten eine Menge Dinge, welche wir fast allgemein als unmoralisch betrachten, und die daher in den Sittenlehren der alten Philosophen fast ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Das Wort Fremder z. B. war so viel als Wort Feind, das Tödten oder Aussetzen neugebohrner Kinder kein Verbrechen, und die väterliche Gewalt konnte in Rom sogar auch schon erwachsene Söhne am Leben strafen; der öffentliche Umgang mit Buhlerinnen ward nicht nur stillschweigends geduldet, sondern in der Classe der Hetären völlig gesetzmäßig betrachtet, ja, selbst ein Socrates fand es nicht unmoralisch, einer solchen Buhlerinn über ihr Gewerb Belehrung zu ertheilen, wie Xenophon berichtet. Kein Philosoph hielt die Knabenliebe für etwas Anstößiges. Moralisch genommen war der Gehalt der Volksreligion sehr verwerflich, und ob gleich der Römer sich unter seinem Jupiter Optimus Maximus ein heiliges Wesen gedacht haben mag, so war doch der griechische Jupiter so unsittlicher Natur, daß ein theo=

tralischer Dichter †) es wagen durfte, einem Jünglingscharakter die Aeusserung in den Mund zu legen, daß, da Jupiter Unzucht treibe, dieses die Menschen auch thun dürften. Es ging ja überhaupt der ganze Geist der griechischen Religion auf Sinnlichkeit und deren Erregung aus, und wenn auch die Heiligkeit der Eide von der Religion anerkannt zu werden schien, so schreiben doch alle alten Dichter, daß Jupiter über die Meineyde der Verliebten nur lache: wie aufmunternd war dieses nicht für Ausschweifungen? Das Bild der Furien schien freilich für Verbrecher aller Art ein Schreckbild zu seyn, und die Fabel ist fast moralisch-erquikkend, daß der Muttermörder Orestes von den Furien so lang verfolgt wurde, bis ihn eine Gottheit entsühnte, aber die Furien kommen auch in der alten Fabelwelt als Unglücksstifterinnen bey Unschuldigen vor *), so wie ihre Idee bald alle moralische Wirkung verlohr **). Und um auf das Leben der Alten zurück zu kommen, welche Grausamkeiten zeigt uns hier nicht die Geschichte? Wie wild und empörend führten sie nicht ihre Kriege, ***) wie

---

†) Terentius. Man sehe dessen Eunuch. III. 2.

*) In der Fabel von Athamas. Ovid. Metamorph. IV, 420 und ff.

**) Cic. de Natur. deor. II, 2.

***) Wer z. B. den Thucydides gelesen hat, muß über diejenigen Philosophen mitleidig lachen, welche der Cultur und dem edlen Charakter der Griechen so große Complimente machen.

roh und gefühllos waren sie nicht gegen ihre Sclaven? Und jene Würgengel der Menschheit, die von Manchen so hochgepriesenen Römer, waren sie nicht der moralische Abschaum der Menschheit? Ewigen Krieg zu führen, um die übermüthige Idee der Weltherrschaft zu verwirklichen, unschuldige Nationen zu drücken, zu verhöhnen, zu berauben, zu plündern, zu Sclaven zu machen oder abzuschlachten, jeden nur etwas gefährlichen Widersacher ohne große Umstände aus dem Weg zu schaffen, Könige, die für ihr Recht kämpften, gebunden in Triumph aufzuführen, und dann hinzurichten, zum bloßen Zeitvertreib Tausende von Gladiatoren auf Leben und Tod kämpfen zu lassen, und was sonst noch Blutgieriges geschehen kann — aller dieser Immoralitäten machten sich die Römer ohne Erröthen schuldig. Was ist nun das Bischen Moralität, das einige römische Gelehrte in Schriften und Reden äußern, gegen diese Masse von National-Schlechtigkeiten?

Daß bey den alten Philosophen die Begriffe von der Gottheit bald unvollkommen und finster, bald abentheuerlich und schrecklich sind, daß ihre Lehre von der Natur der Seele ein Irrgarten von Vermuthungen und Träumen ist, daß sie die Unsterblichkeit des Geistes mehr vermutheten, als mit Gewißheit in ihren Lehrgebäuden festsetzten, wollen wir ihnen nicht zum Vorwurf machen. Hat denn unsere Philosophie das Daseyn Got-

tes und die Unsterblichkeit der Seele erwiesen, oder nur das Wesen des menschlichen Geistes genau aufgezeigt? Freilich will jede der jetzigen Mode-Sekten Etwas der Art geleistet haben, aber sie werfen eigentlich schwachen Lesern Staub in die Augen, denn ihre Lehren sind nichts weiter als verkappter Atheismus. Man kann es freilich keinem Philosophen verargen, wenn alles Nachdenken seiner Vernunft ihn auf keine unumstößlichen Beweise für das Daseyn eines Gottes und für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes hinführt, denn wenn er nur redlich geforscht hat, so muß man die von ihm gefundenen Resultate redlich gelten lassen, aber fast möchte es scheinen, als ob es unsern jetzigen Philosophen nicht um ein redliches Forschen, sondern mehr um tiefsinnige, dunkele Spitzfindigkeiten zu thun sey. Ob nun daher unsere philosophische Moral der der alten Philosophen vorzuziehen sey, möchte sich so leicht nicht bejahen lassen: wenigstens herrscht bey unsern Philosophen eine so große moralische Uneinigkeit, daß sie sich nicht einmal über das Moralprinzip bis jetzt vereinigt haben. Daß aber unsere Moralität besser als die der Alten ist, wird so leicht niemand bestreiten. Achtung des Menschen, Menschenliebe, Gerechtigkeit und viele andere Tugenden, welche auf Anerkennung menschlicher Würde beruhen, sind bey uns allgemeiner verbreitet als bey den Alten, und dies kommt daher, weil unsere Nationalität eine edlere Tendenz und

die christliche Religion mehr moralischen Gehalt hat, als die Religionen der Alten. Mag man immer die Alten erheben, und behaupten, sie hätten mehr republikanische Tugenden besessen, während wir nur häusliche Tugenden liebten und übten: immer steht doch die Sclaverey als ein großer Makel des Alterthums da, und unsere Zeiten haben ja zur Genüge bewiesen, daß wir Trotz unserer Vorliebe für häusliche Tugenden für das Vaterland zu fechten, zu bluten und zu sterben wissen. Und in unsern Schlachten muthig mitgekämpft zu haben, ist ein Ruhm, desgleichen sich kein Römer und Grieche zueignen kann, denn in unsern Schlachten würgt und verstümmelt ein unsichtbarer Tod.

Der Begriff der atheistischen oder freygeisterischen Moral kann theoretisch sowohl als praktisch gefaßt werden. Wenn irgend ein philosophisches System die Idee einer Gottheit ausschließt oder gar verwirft, dennoch aber eine strenge Moralität einschärft, wie z. B. das fichtesche, so möchte dessen Moral eine theoretisch = atheistische genannt werden. Etwas ganz Anderes ist es, wenn jemand zwar Eine Gottheit glaubt, aber sich so beträgt, als wenn die Moralität dieser ganz gleichgültig sey. In letzterem Sinne nahm Gellert den Begriff der freygeisterischen Moral, wenn er sagt: „Das System der freygeisterischen Moral ist nicht schwer zu entwerfen. Der niedrigste Mensch, der sich seinen Leidenschaften über=

läßt, prediget es in seinen Handlungen; und seine Handlungen lassen sich leicht in Grundsätze auflösen. — „Suche dein Vergnügen. Was dieses „befördert, ist erlaubt und weise; was dich davon „abhält, ist Thorheit, Furchtsamkeit und Aber„glaube. Die Selbstliebe ist dein Gesetz; folge „ihr, so lange dich keine offenbare Gewalt ab„hält und fürchte nichts, als den Arm des Hen„kers. Nichts ist für sich gut, nichts böse. Die „Gottheit achtet die niedrigen Handlungen des „Menschen nicht, und seine Natur befiehlt ihm, „nach dem eingepflanzten Instincte zu handeln. — „Der ist frey, der thun darf, was er wünschet; „und was er wünschet, nur das ist sein Glück: „Vergnügungen der Sinne und der Einbildungs„kraft, Freuden der Wollust, der Ehre und des „Reichthums." — So weit Gellert.

Ich meines Theils muß hier das Geständniß ablegen, daß mir der Glaube an eine Gottheit das Liebste und Höchste ist, was ich als Mensch kenne. Wohl fühlt mein Verstand die Schwächen und Seichtigkeiten aller der Beweise, welche die Philosophie bisher für Gottes Daseyn aufstellte, aber es ergreifft mich auch tiefer Unwille, wenn ich sehe, mit welcher heuchlerischen Kunst berühmte Philosophen diese Idee so wenden, drehen und verdrehen, daß sie bloß für den unwissenden Pöbel noch als Etwas dasteht, während sie dem Wesen nach von ihnen ganz vernichtet und aufgehoben wird: einen sich offen aussprechenden Athei-

sten finde ich viel rühmlicher, als einen solchen frömmelnden Heuchler. Soll ich nun aber aufrichtig gestehen, ob ich eine Moralität für möglich halte, die nicht auf den Glauben an eine Gottheit begründet ist, so muß ich allerdings mit ja antworten. Die Lehren der philosophischen Moral werden von der Vernunft in der Natur des Menschen geschöpft, und hier ist es so ausgemacht noch nicht, daß dabey der Glaube an eine Gottheit der nothwendige Hintergrund seyn müsse. Es läßt sich allerdings ein lobenswerther, moralischer Mann ohne den Glauben an Gott denken; ob er aber nebst vielen seiner Art in der Welt wirklich vorhanden seyn möge, ist eine andere Frage, denn ich bin der Ueberzeugung, daß der schwache Mensch sich auf etwas stützen müsse, wenn er fest und standhaft bey der Moralität verharren will, und dies soll weder Glaube an eine Unsterblichkeit, noch an eine Belohnung der Tugend nach dem Tode, sondern der Glaube an ein unerschütterlich heiliges höchstes Wesen seyn, das als Vorsehung über den Sterblichen waltet. In dem wunderlichen Getümmel der Welt verliert auch der bessere Mensch sehr leicht alle Fassung und Haltung, wenn ihn nicht der Glaube an ein heiliges Wesen begeistert, das tief im Hintergrunde des verkehrten menschlichen Thuns und Treibens wohlthätig wirkt, für die Fortschritte des Bessern unsichtbar thätig ist und als heiliger Wille ruhig und kräftig auf sich selbst gestüzt niemals

untergehen kann. Der von diesem Glauben beseelte Moralist kann es dann auch wohl untadelig finden, wenn die Religion ihre moralischen Lehren als göttliche Gebote darstellt und einschärft.

Das Leben hat sich gewaltig geändert, und Vieles, was zu Gellerts Zeiten über und gegen die Freygeisterey gesagt wurde, ist gegenwärtig ganz unstatthaft: man ist allgemeiner von der Nothwendigkeit der Religiosität überzeugt, denn mitten im wunderbarsten Weltlauf hat man tief und heilsam ihr Erquickliches empfunden; man hat nicht mehr nöthig, Jünglingen zuzurufen: „Schämen Sie sich nie Religion zu haben. Die edelsten Seelen haben sie für ihre Ehre und ihr Glück gehalten.“ Wohl aber darf man Jünglingen den Rath geben, nicht immer das für baare Wahrheit anzunehmen, was trügerische Sophisten vom philosophischen Lehrstuhl herab über Gottheit und Religion lehren: nicht der Verstand, sondern das Herz sey hier unser Führer.

IV. Von dem Unterschiede der philosophischen Moral und der Moral der Religion.

Schon seit geraumer Zeit machte man einen Unterschied zwischen der philosophischen und der christlichen Moral, der um so schärfer wurde, zu je größerer Selbstständigkeit die Philosophie gekommen zu seyn glaubte.

Noch bis auf Kant zerfiel die Philosophie in zwey Hauptheile, in den theoretischen und praktischen, zu welchem lezteren die Moral gehörte: beyde Theile hingen sehr locker zusammen. Selbst Kant gab ihnen nicht mehr Zusammenhang, als sie hatten, vielmehr veranlaßte er eine noch größere Trennung beyder, indem er das aus der praktischen Philosophie beweisen wollte, was er in der theoretischen ganz schwankend gemacht hatte, nemlich die Gottheit und Unsterblichkeit. Er sagt in dieser Beziehung: „Es ist nothwendig, daß unser ganzer Lebenswandel sittlichen Maximen untergeordnet werde, es ist aber zugleich unmöglich, daß dieses geschehe, wenn die Vernunft nicht mit dem moralischen Gesetze, welches eine bloße Idee ist, eine wirkende Ursache verknüpft, welche dem Verhalten nach demselben einen unsern höchsten Zwecken genau entsprechenden Ausgang, es sey in diesem oder in einem andern Leben, bestimmt.

Ohne also einen Gott und eine für uns jezt nicht sichtbare aber gehoffte Welt, sind die herrlichsten Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstände des Beyfalls und der Verwunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung, weil sie nicht den ganzen Zweck, der einem jeden vernünftigen Wesen natürlich und durch eben dieselbe reine Vernunft a priori bestimmt und nothwendig ist, erfüllen. Glückseligkeit in dem ganzen Ebenmaaße mit der Sittlichkeit der vernünftigen Wesen macht allein das höchste Gut einer Welt aus, darinn wir uns nach den Vorschriften der praktischen Vernunft durchaus versetzen müssen. Es muß also etwas vorhanden seyn, das als oberste Ursache diese allgemeine, obgleich in der Sinnenwelt uns sehr verborgene Ordnung der Dinge gründet, erhält und vollführt. Diese Moraltheologie hat nun den Vorzug vor der speculativen Theologie, daß sie unausbleiblich auf den Begriff eines einigen allervollkommensten und vernünftigen Urwesens führt, worauf uns speculative Theologie nicht einmal aus objectiven Gründen hinweist, geschweige denn uns überzeugen kann. Denn wir finden weder in der transscendentalen noch natürlichen Theologie, so weit uns auch Vernunft darinn führen mag, einigen bedeutenden Grund, nur ein einiges Wesen anzunehmen, welches wir allen Naturursachen vorsetzen, und von

dem wir zugleich diese in allen Stücken abhängend zu machen hinreichende Ursache hätten. *)"

Da nun aus der Trennung der Philosophie in theoretische und praktische die größte Inconsequenz hervorging, so wollte Fichte diesem Uebelstand dadurch abhelfen, daß er die ganze Philosophie als etwas Praktisches darstellte. Die Hauptschrift, worinn er dieses auszuführen suchte, ist seine bekannte Wissenschaftslehre. Da seine Manier etwas ganz Originelles hat, so ist es uns wohl erlaubt, in Bezug auf seine Sittenlehre hier einige nähere Mittheilungen davon zu geben.

Als das oberste Prinzip alles Wissens, Denkens und Seyns steht an der Spitze der Fichteschen Philosophie der Satz: „Das Ich sezt ursprünglich schlechthin sein eigenes Seyn, d.h. wir Menschen sind schlechthin, weil wir sind, und sind schlechthin, was wir sind, beydes für unser Ich." Dieser Satz ist ursprünglich praktisch, aber auch zugleich theoretisch, und gibt also den beyden Theilen der Philosophie, dem theoretischen und praktischen, einerley Grundlage. Aus der Zergliederung dieses Satzes geht nun die ganze Wissenschaftslehre hervor, und da sie dadurch das ganze geistige We-

---

*) Siehe Kretik der reinen Vernunft S. 840 u ff.

sen des Menschen erklärt, so kann man sie auch als eine Erklärung und Deduction des Bewußtseyns ansehen, d. h. warum ich mir als Mensch mit einem Geist und Leib in einer sinnlichen Welt erscheinen muß. So wie nun die theoretische Philosophie das System des nothwendigen Denkens, daß unsere Vorstellungen mit einem Seyn übereinstimmen, darzustellen hat; so hat die praktische das System des nothwendigen Denkens, daß mit unsern Vorstellungen ein Seyn übereinstimme und daraus folge, zu erschöpfen, d.h. die praktische Philosophie hat zu zeigen, wie es (nach der Fichteschen Ansicht) möglich wird, daß ich einen Willen haben, und diesem gemäße Handlungen in der Welt verrichten kann und soll. Daher beschäftigt sich Fichte von Seite 1 bis 311 seiner Sittenlehre mit nichts Anderem, als mit der Ausführung dieser Aufgabe nach den Ansichten seiner Wissenschaftslehre: erst von da bis Seite 494 oder bis zum Ende dieser Schrifft kommt das vor, was gewöhnlich unsere Sittenlehren enthalten, nemlich besondere Darstellung unserer Pflichten. Eine kurze Uebersicht dessen, was Fichte's Sittenlehre von S. 1 bis 311 mit Einschuß der Einleitung enthält, ist wohl hier nicht am unrechten Orte angebracht. Erlauben Sie mir also aus meinen Grundzügen der Philosophien Kant's, Fichte's und

Schelling's, Coburg bey Ahl 1810, die daselbst S. 54 bis 56 bereits gegebene Ansicht hier zu wiederhohlen:

„Das Ich ist ein Bewußtseyn. Es gibt aber kein Bewußtseyn, ohne das es sich in Subject, in Geist und Welt zertheilt. Die Welt ist also nur durch das Bewußtseyn vorhanden. Wissen und Seyn sind nicht etwa ausserhalb des Bewußtseyns und unabhängig von ihm getrennt, sondern sie werden nur im Bewußtseyn getrennt, weil diese Trennung überhaupt zur Möglichkeit eines Bewußtseyns gehört. Der Punct, wo beyde Eins sind, ist das reine Ich, welches aber eben deßwegen nicht zum Bewußtseyn kommen kann: ich weiß nur von mir dadurch, daß ich bin, und ich bin dadurch, daß ich von mir weiß. Mein Ich ist also nur dadurch, daß es sich sezt, daß es thätig ist. Thätigkeit ist der Grundcharakter des Ichs. Aber das Ich hat keine unbestimmte Thätigkeit, sondern diese ist immer bestimmt; sie findet immer etwas, worauf sie sich richtet, worauf sie sich richten muß. Der Thätigkeit des Ichs wird also immer ein Widerstand entgegengesezt. Wo und wie fern du Thätigkeit erblickst, erblickst du auch Widerstand, denn außerdem erblickst du keinen Widerstand: aber so wie die Thätigkeit dein Eigenthum ist, eben so gewiß ist es auch der Widerstand. Denn daß ein solcher Widerstand er-

scheint, ist lediglich ein Resultat der Gesetze des Bewußtseyns: der Widerstand ist eine bloße Folge davon, daß du dich als erkennendes Wesen findest. Dieser Widerstand ist Gegentheil der Thätigkeit, also ruhig, mit keiner grössern Masse von Kraft begabt, als nöthig ist, um zu bleiben, was er ist, und um der Einwirkung der Freyheit auf seinem Boden zu widerstehen. Dieser Widerstand erstreckt sich ferner so weit, als deine Thätigkeit; da sich nun Thätigkeit durch dein ganzes Bewußtseyn hindurch erstreckt, so erstreckt sich auch der Widerstand durch dein ganzes Bewußtseyn. So weit du denkst, so lange du denkst, steht dir immer dieser Widerstand als Universum entgegen. Aber du setzest dich als wirkend auf dieses Universum, denn du seztest dich absolut als thätig, und kannst nun diese Thätigkeit nicht anders als an der Bearbeitung des ruhigen Stoffes zeigen. Nemlich du denkst, aber dieses Denken wird bald zu Zweckbegriffen, diese Zweckbegriffe sollen den rohen Stoff meistern und bearbeiten, und du willst also, du hast nun den Begriff des Wollens. Es soll ein Seyn aus deinem Begriffe folgen, willst du. Dieses Wollen ist eben so absolut als dein Ich, denn es ist nichts Anderes als dein Ich. Es gibt eine absolute Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des bloßen Begriffs, zu folge der Causalität des Subjectiven auf das Objective; aber

wie ist die Causalität des Subjectiven auf das Objective möglich? Der Begriff muß mir selbst als objectiv, als ein Wollen erscheinen: das Geistige in mir, unmittelbar als Prinzip einer Wirksamkeit angeschaut, muß mir zu einem Willen werden. Mit diesem Willen soll ich, will ich auf das Universum, oder die Natur, oder den Stoff wirken. Aber es ist unmöglich eine Wirkung auf ihn durch etwas Anderes zu denken, als was selbst Stoff ist. Ich muß mir daher selbst zu Welt, zu Natur, oder zu Stoff werden, und in wie fern ich mich so erblicke, so erblicke ich mich als materiellen Leib. Ich, als Prinzip einer Wirksamkeit in der Körperwelt angeschaut, bin ein articulirter Leib, und die Vorstellung meines Leibes ist nichts Anderes, denn die Vorstellung meiner selbst als Ursache in der Körperwelt, mithin mittelbar nichts Anderes, als eine gewisse Ansicht meiner absoluten Causalität. Wenn ich hier abermals das Subjective und Objective des Bewußtseyns trenne, so kann ich den Willen wieder vom Leibe in Gedanken trennen, und erstern das Subjective, leztern das Objective nennen. Aber diese Unterscheidung ist, wie alle Unterscheidung, außerhalb des Bewußtseyns nichts."

Einer auf diese Art geführten Deduction, glaubte Fichte, bedürfe es, um sagen zu können, der moralische Endzweck eines jeden

vernünftigen Wesens sey Selbstständigkeit der Vernunft überhaupt, und um Behauptungen aufzustellen, die, wie wir im Fortgange unserer Vorlesungen öfters zu bemerken Gelegenheit haben werden, mit unter sehr sonderbar sind. Da nach der Fichteschen Philosophie der ganze Mensch nichts weiter als ein Streben nach dem Absoluten ist, so hätte, da jeder selbstständig streben sollte, recht viel moralische Narrheit erzeugt werden können, wenn Fichte's Lehre in der Welt Eingang und Beyfall gefunden hätte, troz der von ihm gebotenen Anschließung an eine moralische Gemeine oder Kirche.

Die idealistische Einseitigkeit Fichte's mußte indessen nothwendig ein entgegengesetztes System hervorführen und so erlebten wir denn auch die sogenannte Naturphilosophie, mit der wir in andern Vorlesungen uns auch näher in Bekanntschaft sezten. Hier gestaltete sich die Deduction und Erklärung des Bewußtseyns ganz anders, und, was ganz sonderbar war, hier schrumpfte die Sittlichkeit um fünf Sechstheile ein. Bey Fichte gab es nemlich nichts höheres als Moralität: in der ersten naturphilosophischen Schrift aber, welche das Bewußtseyn deducirte, in Peterson's Construction

tion des Wissens, sind sechs Ideen die höchsten Bestrebungen oder Geistesthätigkeiten des Menschen, nemlich das Recht, die prästabilirte Harmonie, die Schönheit, die Sittlichkeit, das Wissen und die Religion, aus deren Vereinigung die Idee der Wahrheit entsteht. In so fern also die Sittlichkeit fünf andere gleich hohe Ideen zu Geschwistern hat, ist die sittliche Bestimmung des Menschen nur zu einem Sechstheil anzuschlagen. Die öfters angeführte Klein'sche Schrift ist indessen von diesen Ansichten abgegangen.

Ich habe wohl nicht nöthig, noch umständlicher in die Geschichte der philosophischen Moral neuerer Zeit einzugehen, um Ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die jetzige sophistische Periode der deutschen Philosophie noch wenig in der Erkenntniß des Wahrhaft-Sittlichen geleistet hat, und daß wir noch immer keine, die Natur des Menschen ganz erschöpfende Sittenlehre aufzeigen können. Wenigstens ist die große Uneinigkeit der Schulen in Ansehung des Wesens des Sittlichen nichts Erhebendes und Erfreuliches.

Wie viel herrlicher und erhabener als der dürftige Witz der Philosophen erscheint uns nun dagegen die Moral des Evangeliums? Dafür ist aber auch ihr Urheber keiner jener Philosophen, die erst alles Aufwandes ihrer sophistischen Kunst bedürfen, um dem Menschen seine Pflichten dar-

zulegen, sondern jener übermächtige Geist des Herzens, der (wie Jean Paul sagt) bloß mit sittlicher Allmacht fremde Zeiten bezwang und eine eigene Ewigkeit gründete — der sanftblühend und folgsam wie eine Sonnenblume, brennend und ziehend wie eine Sonne, selber dennoch mit seiner milden Gestalt sich und Völker und Jahrhunderte zugleich nach der All- und Ursonne bewegte und richtete — es ist der stille Geist, den wir Jesus Christus nennen *). Ruhig streute er die Lehren, welche jezt ganze Welttheile beglücken, in einzelnen Sprüchen und kurzen Reden einigen Freunden und einer oft seltsam um ihn gemischten Menschenmenge aus einem verzerrten Volk hin, langsam aber fest und tief wurzelten sie ein, und jezt wirken sie mehr, als Alles, was die größten philosophischen Geister bis hieher in der Art leisteten, und doch möchte leicht ein Philosoph, der es gehört hätte, wie Christus zu seinen Aposteln sagte: gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, laut zu lachen angefangen haben. Denn das ist es eben, was die Philosophen insgemein nicht begreifen wollen, daß die weltbeglückende Wahrheit keiner sophistischen Beweisführung bedarf, sondern blos

*) Dämmerungen für Deutschland, S. 24 und 25.

ausgesprochen mit stiller Gewalt menschliche Herzen besiegt, und Jahrtausenden als Gesetz gilt. Daher sagt Jean Paul eben so richtig, als schön, daß der nicht zur Gesellschaft Jesu gehörige Jesus mit seiner durchstochenen Hand Reiche aus der Angel, den Strom der Jahrhunderte aus dem Bette hob, und noch jezt den Zeiten fortgebietet.

Freilich stellt die christliche Moral diesen Jesus als Gottessohn und sich selbst als göttliche Offenbarung auf, aber gewiß würden ihre Lehren nicht solchen Beyfall unter den Menschen gefunden haben, wenn sie die Natur des Menschen nicht tief ergriffen, und dennoch trug sie Jesus gar nicht mit jenem Aufwand von Ueberredung vor, mit welcher die Philosophen ihre Lehrsätze darstellen. Aber kaum war Christus Lehre in der Welt verbreitet, als die philosophische Moral auf einmal eine andere Gestalt annahm: man müßte mit der Geschichte der Philosophie wenig bekannt seyn, sagt Reinhard *) mit Recht, wenn man leugnen wollte, daß das Christenthum zur Ausbildung der philosophischen Moral und zu der Vollkommenheit, die sie jezt besizt, auf mancherley Art mitgewirkt habe. Besteht nun gleichwohl auf diese Art das sonderbare Verhältniß, daß nemlich die christliche Moral auf die philosophi-

*) Siehe dessen christliche Moral S. 34, Theil I.

sche einen großen Einfluß hatte, während leztere für sich selbst, durch sich selbst und ganz unabhängig zu seyn schien; kann es ferner gleichwohl nicht geleugnet werden, daß die christliche Moral weit mehr Gutes unter der Menschheit gestiftet hat, als die philosophische: so wird man doch immer gestatten müssen, daß Philosophen, wenn auch nur scheinbar unabhängig, moralische Untersuchungen und Theorien der Welt vortragen. Die Geschichte hat es hinlänglich gelehrt, wie sehr die reine, schöne Christuslehre verunstaltet werden kann: dagegen gibt es kein kräftigeres Vorbauungsmittel, als freymüthige philosophische Untersuchuugen und Theorien, besonders im Gebiete der Moral.

Lassen Sie uns noch zum Schlusse die Haupteigenheiten der christlichen Moral betrachten, und dabey Gellert und Reinhard unsere Führer seyn.

„Die Liebe der Feinde," sagt ersterer, „ist eine Pflicht der christlichen Sittenlehre, wenn auch die Vernunft sie nicht gebeut, wenn es ihr auch schwer wird, die Nothwendigkeit dieser Pflicht zu erkennen; genug, die Religion gebeut sie. Das Gebet ist eine beständige Pflicht der christlichen Moral; es scheine der Vernunft auch noch so unnöthig. Die Demuth gegen Gott und Menschen ist eine beständige Pflicht der Sitten-

lehre der Religion, der Stolz der Vernunft leh-ne sich auch noch so sehr wider diese Tugend auf. Die christliche Moral macht durch den Glauben die Liebe Gottes und des Nächsten zu Grundfesten, auf welchen das ganze Gebäude der Pflichten ruht. Ihre Wahrheiten sind mit einer göttlichen Kraft verbunden; und das ist vorzüglich der hohe Punkt, worinnen die Vernunft und die Religion unterschieden sind, daß jene, wenn sie uns auch die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit unserer Pflichten gelehrt hat, uns dennoch nicht sagen kann, woher wir die herrschende Neigung und Kraft, das Böse zu überwinden und das erkannte Gute willig auszuüben, empfangen sollen. Die Moral der Religion befielt vorzüglich die Pflicht der Verleugnung, durch die wir die Liebe zu uns, zur Welt und zum Leben, der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten aufopfern müssen, wenn die Ehre Gottes und die geistliche Wohlfahrt des Menschen nicht anders befördert werden kann. Die Demuth ist besonders eine eigenthümliche Tugend der christlichen Moral, und sie allein be-weist beynahe den himmlischen Ursprung der Re-ligion und den grossen Unterschied der philoso-phischen und christlichen Sittenlehre, denn sie entsteht aus der Ueberzeugung, daß alle unsere Gaben, Vorzüge und Verdienste freye und un-

verdiente Geschenke Gottes sind, die wir sorglos und undankbar gemißbraucht und verderbt haben, und die wir noch oft bey allem unsern guten Willen mißbrauchen. — Die christliche Moral ist endlich mit einer so weisen Einfalt, Deutlichkeit und Kürze vorgetragen, daß sie von dem schwächsten Verstande kann begriffen und von dem ungeübtesten Gedächtnisse behalten werden. Ihre Beweise sind eben so hell, als ihre Pflichten, und so stark, daß sie keinen Einwurf leiden, weil sie göttliche Aussprüche sind u. s. w."

Fast in demselben Sinn erklärt sich Reinhard: vorzüglich macht er bemerklich, daß die Moral des Christenthums von den theoretischen Lehren, mit welchen sie in Verbindung steht, noch eine besondere Kraft, d. h. eine Menge, das Herz erwärmender, zum Guten antreibender, und trostvoller Vorstellungen erhält, auch nicht ohne eigenthümliche Stärkungsmittel der Tugend ist. Dieser Vorzug ist seiner Meynung nach um so wichtiger, je größer die Schwierigkeiten sind, die sich bey der Verbesserung unsers Herzens finden, und je willkommener uns alles seyn muß, was uns dieses schwere Geschäft erleichtern kann.

Man hat behauptet, die christliche Moral unterdrücke die freye Kraftäusserung der Menschennatur, indem sie zur Ruhe, Duldung und Ascetik führe, und sey daher politisch schädlich. Al-

lein dieses kann, selbst wenn wir es zugeben, niemals bey solchen Nationen gefährlich werden, bey welchen die Kirche den Staat noch nicht verdrängt oder verschlungen hat. Der wilde, ungebundene, rohe Charakter der Germanen kann im Gegentheil zu seinem Vortheil noch mehr durch die christliche Moral gemildert werden, als er es bisher war, ohne daß wir befürchten dürfen, er möge sich zu sehr verweichlichen, und durch Annahme des unkriegerischen Geistes der Quäker Europa der schnellen Eroberung wilder Barbaren des Ostens Preis geben.

Schließlich wollen wir bemerken, daß man unsern gegenwärtigen Vorlesungen nur den Namen einer natürlichen Moral geben möge, wenn man sie für keine philosophische Moral aus dem Grunde gelten lassen will, weil sie von keinem System ausgehen.

V. In wie fern die Tugend der Weg zur Glückseligkeit sey, und worinnen das Wesen der Tugend bestehe.

„Glückseligkeit, in dem genauen Ebenmaaße mit der Sittlichkeit der vernünftigen Wesen, dadurch sie derselben würdig seyn, macht allein das höchste Gut einer Welt aus, darinn wir uns nach den Vorschriften der reinen aber praktischen Vernunft durchaus versetzen müssen," sagt Kant Seite 842 seiner Kritik der reinen Vernunft. Es ist nemlich von jeher über das Verhältniß der Tugend zum Glück unter den Philosophen gestritten worden, und man nannte die hieher gehörigen Ansichten gewöhnlich Untersuchungen über das höchste Gut.

Lustig und reich an mancherley Schätzen liegt die Welt vor uns, und da wir alle auf gleiche Weise von der Natur in die Welt versezt werden, so gehört jedem von uns sein Antheil an den Gütern der Welt zu. Aber bereits lange vor unserer Geburt hat der Zufall die Güter der Welt wunderlich vertheilt, Vieles bleibt uns auf ewig unerreichbar, und nur eine gewisse Masse freyes oder vielmehr wandelbares Vermögen kann uns zu Theil werden, wenn es uns nicht schon bey der Geburt bestimmt ist. Selbst die natürliche

Gleichheit der Menschen ist schon bey der Geburt für uns verlohren, und Ansehen, Ehre und Macht fällt uns entweder blindlings zu, oder wird, oft nur in geringem Maß, mühsam von uns erworben. Die Vorzüge des Körpers, die Talente des Geistes werden, so kommt es uns vor, ebenfalls wunderlich vertheilt; ja, die Natur scheint geflissentlich schöne, talentvolle und geistreiche Menschen nicht in zu großer Anzahl hervorbringen zu wollen. Unsere physische Persönlichkeit ist ausserdem vielem Ungemach unterworfen, die meisten Menschen müssen sich mühsam um den kärglichen Lebensunterhalt abarbeiten, vielem Verdruß ist das Leben ausgesezt, und nun fragt man: was ist das höchste Gut des Menschen, oder: ist Tugend der Weg ur Glückseligkeit?

Es liegt schon in unserer menschlichen Unvollkommenheit die Unmöglichkeit, ganz glücklich zu seyn: der Verlust oder Mangel irdischer Güter ist zwar schon ein großes Hinderniß des Glücks, aber der Besitz aller dieser Güter allein macht eben so wenig unser ganzes Glück aus: man hat ja Beyspiele, daß manche Menschen sich bloß wegen des Ueberflußes zeitlicher Güter höchst unglücklich fühlten. Zudem zeigt das Wort Glück einen höchst relativen und schwankenden Begriff an, denn fast jeder Mensch hat einen besondern, gehei-

men Wunsch, in dessen Erreichung er sein größtes Glück setzt. Es hat also jeder Mensch seine eigenen Ideen über das für ihn höchste Gut, und selbst tugendhafte Menschen hegen oft diesen oder jenen Wunsch der Art, ohne ihn eben mit ihrer Tugend in Verbindung zu setzen oder daraus zu erwarten. Rechtschaffenheit und Glück werden auch von der Mehrzahl der Menschen nie nothwendig bey einander gedacht, doch verwehrt und verargt man es auch niemanden, sein Glück auf eine ehrliche Art zu machen.

Wie kommt nun das höchste Gut in die Moral? Ein neuerer Schriftsteller äussert darüber folgendes:

„Das höchste Gut des Menschen war von Sokrates bis zum Verfall der wissenschaftlichen Bildung der Griechen fast für alle Philosophen der Mittelpunct ihres Philosophirens, zu dem sich die übrigen Untersuchungen bloß wie Mittel verhielten, besonders aber war der Begriff des höchsten Gutes leitend und bestimmend für die gesammte Ethik. Ihre verschiedenen Meinungen darüber lassen sich, wie längst anerkannt wurde, auf die zwey zurückbringen, daß sie entweder das sinnliche Wohl, oder das auf Vernunft gegründete Tugendleben für dasselbe annahmen; für das Erstere erklärten sich vorzüglich Aristipp und Epikur; für dieses aber, nebst Sokrates und

Platon, Antisthenes und Zenon, der Stoiker. Es ist mir nicht bekannt, daß von den griechischen Philosophen eine Vereinigung beyder Ansichten, wie es in unsern Zeiten geschah, versucht worden sey. Erst dann, als durch das Christenthum das zukünftige Leben mit dem gegenwärtigen in eine genaue Verbindung gebracht, und der Zweck und das Ziel des gegenwärtigen Daseyns in jene Welt verlegt ward, entstand wahrscheinlich die Synthesis jener beyden entgegengesezten Denkweisen über das höchste Gut des Menschen. Die besondere Vorstellung, welche man sich von dem Himmelreiche, dem Sitze der seeligen Geister, machte; die unnennbaren Freuden, welche durch Gottes Güte jedem Bewohner daselbst zu Theil werden sollen, als Belohnung für seine tugendhaft vollendete irdische Lebensbahn, gingen leichter, als die übrigen Lehren des Christenthums, in die allgemeine Denkweise seiner Bekenner über, und ohne Widerrede ward als eine nothwendige Glaubenssache angenommen, daß jeder wahre und gute Christ nach diesem Leben noch eine besondere, zwar aus seiner Tugend nicht für sich folgende, aber ihr doch angemessene Summe von beseeligenden Freuden durch Gottes Güte zu erwarten habe. Es ist dies noch jezt herrschende Denkweise unter den Gläubigen, wenn gleich kein Mensch weder diese Art von

Freuden, noch das aus der Natur des Menschen folgende Bedürfniß dazu, näher zu bestimmen im Stande ist *)."

Mir scheint es als ob die Nationalität der Griechen zuerst und vorzüglich philosophische Lehren über das höchste Gut veranlaßte. Die griechische Religion ließ nemlich den Menschen in moralischer Hinsicht verwaist, die Nationalität ging auf lustige Sinnlichkeit, schäzte aber dabey eine rastlose Thätigkeit und aufopfernde Anstrengung unter dem Namen Tugend, und da fiel es einigen Philosophen ein, ihre Tugend zum höchsten Gut, und das Gefühl des Tugendhaften zum höchsten Genuß zu machen, so wie andere dagegen die Sinnlichkeit und deren Befriedigung dafür erklärten. Allerdings war es ein hoher, beglückender Genuß, vor den Augen seiner Landsleute ruhmvoll umher zu wandeln, nachdem man durch Anstrengungen sich besonders hervorgethan hatte, denn der Staat so wie die Mitbürger ließen diesen Ruhm nie eitel, leer und gehaltlos seyn. Wie wurden, um nur eines Umstandes zu gedenken, diejenigen nicht geehrt, welche in den olympischen, pythischen und andern Festspielen den Preis davon trugen? Die dazu gehörige Gewandheit, Uebung und Anstrengung

*) Klein's Versuch, die Ethik als Wissenschaft zu begründen S. 140. und 141.

war nach griechischen Begriffen allerdings eine Tugend, und der errungene Sieg ein großes Gut, und wenn Pindar singt:

Απονον δ' ελαβον χαρμα παυροι τινες,

Εργον προ παντων βιοτω φαος *),

so spricht er nur die Gesinnungen der Hellenen aus. Auch nennt er in der dritten olympischen Ode jene Kraft und Geschicklichkeit, welche in den Wettkämpfen zum Sieg verhalf, ganz ausdrücklich Tugend. Wer kennt ferner jenen Mythus von Herkules am Scheideweg nicht, worinn sich ebenfalls diese Ideen bemerken lassen? Es konnten also die griechischen Philosophen sehr leicht an eine Zusammenstellung des höchsten Gutes und der Tugend denken.

Unter Cicero's Schriften befindet sich auch eine de finibus bonorum et malorum, d. h. von dem höchsten Gut und von dem höchsten Uebel. Hier sehen wir vorstehende Muthmassungen bestättigt, und machen auch wohl die Sprachbemerkung, daß wir uns eher des Ausdruckes bedienen sollten: das höchste Gute,

---

*) Herr Bothe übersezt diese Stelle so:

Es erwarben der Wonn' ohn' Arbeit Wenige,

Und That vor Allem ist des Lebens Glanz.

S. Pindars zehnte olymp. Ode, V. 26 und 27 nach Heyne.

denn dieser würde eher dem griechischen πρωτον αγαθον und dem τελος, woraus das lateinische summum bonum und finis bonorum gebildet ist, entsprechen. Uebrigens möchte es nicht so ganz ausgemacht seyn, daß im heidnischen Alterthum das tugendhafte Leben nicht mit dem Leben nach dem Tode in Verbindung gesezt worden sey. Es sagt z. B. Cicero de finib. bonor. et mal. V, 19: Ac veteres quidem philosophi in beatorum insulis fingunt qualis futura sit vita sapientium; quos cura omni liberatos, nullum necessarium vitae cultum aut paratum requirentes, nihil aliud esse acturos putent, nisi ut omne tempus in quaerendo et discendo, in naturae cognitione consumant. Nos autem non solum beatae vitae istam oblectationem videmus, sed etiam levamentum miseriarum. *) Wie sezt nicht auch Pindar den tugendhaften

*) Die alten Philosophen sagen uns ja was die Weisen (Tugendhaften) in den Inseln der Seeligen für ein Leben zu erwarten haben: da diese nemlich für nichts zu sorgen und sich um keine Bedürfnisse des Lebens zu bekümmern brauchen, so glauben sie, sie brächten alle ihre Zeit mit Forschen und Lernen und mit Beobachtung der Natur zu. So etwas halten wir aber nicht nur für eine Unterhaltung in glücklichen Tagen, sondern auch für ein Mittel, uns das Elend des Lebens zu versüßen.

Lebenswandel mit dem Aufenthalt auf den Inseln der Seeligen in Verbindung? Er war freilich kein Philosoph, aber es lassen sich noch mehrere Zeugnisse der Art selbst von Philosophen beybringen.

Und das Resultat wäre nun?

Unsere Ansicht ist nicht die griechische und römische: der alte Philosoph konnte sich das Moralisch-Gute auch als einen Genuß für denjenigen denken, der es übte und geübt hatte, und in so fern war es allerdings ein Gut. Unsere germanischen Landsleute nennen zwar alles ein Gut, was einen Genuß verschafft, aber sie erwarten in der Regel keinen andern Genuß von der Rechtschaffenheit, als das stille Bewußtseyn, und in dieses stürmt oft die Noth und das Elend des Lebens so störend ein, daß es wenig oder gar keinen Genuß verschafft. Eigentlich ist der Ausdruck höchstes Gut, wie er von den Moralphilosophen gebraucht wird, dem ungebildeten Theil der germanischen Nationen ganz unbekannt, weil er fremden Ursprungs ist. Niemand ist auch so unerfahren, daß er sich Tugend und Glückseligkeit in diesem Leben nothwendig bey einander denkt. Daher ist es unsere Meynung, daß die Begriffe Tugend und höchstes Gut nicht von germanischen Philosophen neben einander gesezt werden sollten.

Man lasse jedem Menschen seine oft unschul-

digen Herzens-Wünsche, seine goldenen Ideale des nur ihm ersehnten höchsten Gutes (denn unser Herz wird immer seine eigenen Launen und kleinen Leidenschaften haben müssen, wenn es nicht erstarren soll), und erhebe dabey die Tugend zur vorzüglichsten Bedingung seines Lebens, ohne gerade zu behaupten, daß sie glücklich mache. Welches armselige Ding wäre nicht die Tugend, wenn sie der Weg zum Glück wäre? Der ist der höchste Sterbliche, der tugendhaft handelt, ohne sich um das Glück zu bekümmern, am allerwenigsten um sinnliche Genüsse, denn der Stachel des Vergnügens stumpft sich mit jedem Genuß ab, während jede edle Handlung ein neuer Antrieb wird, edel und tugendhaft zu seyn. — —

Wenn man die verschiedenen Bedeutungen der Wörter, womit die Alten den Begriff Tugend bezeichneten *), zusammen nimmt, so wird man bald gewahr, daß sie sich unter der Tugend etwas Männliches und Heroisches dachten. Es macht zwar Platon einen Unterschied zwischen der gemeinen bürgerlichen und der philosophischen Tugend, und behauptet, die erstere sey bloß Besonnenheit und Gerechtigkeit, und entstehe nur aus Gewöhnung und Uebung, ohne alle Philoso-

*) ἀρετη und virtus.

phie und Vernunft, *) indessen war diese Behauptung nicht dem ganzen Alterthum eigen. Fragt man unsere Philosophen, was denn eigentlich Tugend sey, und worinn ihr Wesen bestehe, so erhält man sehr verschiedene Antworten, die mit unter auch den Ideen des Lebens sehr widersprechen: bald ist sie eine Fertigkeit und Gewohnheit, bald ein Bestreben dem Sittengesetz Genüge zu leisten, bald die Selbstständigkeit der Vernunft überhaupt. In der schon öfter angeführten Klein'schen Schrift enthält das Kapitel von der sittlichen Triebfeder folgende hieher gehörige Lehren:

„Gewöhnlich stellt man sich die Sache so vor: Die Erkenntniß und die Ausübung des an sich Guten macht die Tugend des Menschen noch nicht aus, sondern die Gesinnung, mit der das an sich erkannte Gute innerlich auf-

*) Siehe dessen Phädon S. 158. der Fischerischen Ausgabe, oder § 80. der Zweybrücker Ausgabe. Wir haben uns der Schleiermacherischen Uebersetzung bedient, glauben aber, daß sie den Sinn des Originals nicht ganz erreicht, besonders in den Worten δημοτικήν τε καὶ πολιτικὴν ἀρετὴν, wo die gewählten Ausdrücke: gemeine bürgerliche Tugend, eher zu schiefen Ansichten Anlaß geben könnten, vorzüglich wenn ein Herr von Adel nicht-adelige Tugend darunter verstehen wollte

gefaßt wird; diese Gesinnung wird die Triebfeder des Handelns genannt. Man unterscheidet nun zwey spezifisch verschiedene Arten von Triebfedern, materielle und formelle. Unter jenen versteht man solche, wenn man sich durch einen außer dem Sittlichguten liegenden Grund zum Handeln bestimmt, z. B. aus Hang zum Vergnügen, aus Ehrgeiz, Habsucht, oder irgend einer irdischen Begierde; der formelle Beweggrund besteht darinn, wenn man um des Guten willen handelt, aus Hochachtung oder Liebe zu demselben. Bey jedem einzelnen Handeln, denkt man nun, bestimme sich der Mensch durch eine von diesen beyden Arten von Beweggründen, und was für einer dieses sey, davon hänge die Güte oder Unsittlichkeit der Handlung selbst ab.

Dieser Ansicht liegt die irrige Meinung zu Grunde, der Mensch sey vor jedem einzelnen Willensacte ein unbestimmtes Wesen, und bestimme sich erst in jedem vorkommenden Falle entweder zum Guten oder Bösen. Es gibt aber in der Welt nichts Unbestimmtes, und die Annahme einer fortdaurenden Willkühr des Geistes, als eines unbestimmten Willensvermögens, steht im geraden Widerspruche mit der allen Wesen einwohnenden Einheit. Der an sich freye Mensch bestimmt sich zwar selbst entweder für die Herrschaft der Vernunft oder des Eigenwillens; aber

diese ursprüngliche Selbstbestimmung ist die Basis seines Zeitlebens, und gibt sich in jedem Menschen kund unter der Form des Triebes und der Neigung. Jeder Mensch ist daher bey seiner Aufforderung zum Handeln immer schon bestimmt und die Art seiner Bestimmung ist zugleich seine sittliche Triebfeder, nicht aber ein besonderer von ihr unterschiedener Willensact. Die tugendhafte Bestimmung besteht eben darinn, dem an sich Wahren und Guten um seiner selbst willen, weil es ein solches ist, unbedingt ergeben zu seyn; dagegen der unsittliche Zustand des Willens eben ein solcher ist, weil er das Wahre und Gute nicht an sich liebt und übt, sondern es nur als ein Mittel gebraucht zur Befriedigung der egoistischen Begierden; in beyden Fällen geht die Entschiedenheit und Bestimmung des Gemüthes als Einheit und Centrum allen einzelnen Willensäusserungen voraus, und die Triebfeder kommt nicht erst zu der Erkenntniß oder zu dem Begriffe hinzu, sondern ist voraus für alle Fälle schon vorhanden, und mit der besondern Beschaffenheit des Charakters eins. Gegen die jedesmalige Entschiedenheit des Tugendhaften für das Gute streitet auch nicht das illegale Handeln desselben aus Mangel an Besonnenheit, oder bewältigt von einem Affect; denn mit der Herrschaft der Vernunft über die Gesinnung und den Willen ist nicht auch zugleich

die des Geistes über die Affecte und sinnlichen Begierden errungen; um diese zu besiegen und ganz unter die Gewalt der Vernunft zu bringen, dazu gehört Uebung und fortgesezte Aufmerksamkeit auf sich; die glücklichen Fortschritte nennt man Bildung. Daher unterscheidet man in der gewöhnlichen Beurtheilung solche Handlungen der Menschen, von deren sittlichem Willen man sonst überzeugt ist, sehr genau von den eigentlich bösen Handlungen.

Fragt man daher, worinn der sittliche Werth einer Handlung eigentlich bestehe, so kann man allerdings sagen, in der Gesinnung oder der Triebfeder, in so fern man die Gesinnung für einen bleibenden und dem Gemüthe nothwendigen, aus der ursprünglichen Selbstbestimmung hervorgegangenen Zustand ansieht. Dieser, den Charakter eines Menschen constituirende Zustand, ist die Ursache der Tugend und des Lasters, und verleiht allen einzelnen Handlungen erst ihren sittlichen Werth, und ist durchaus nichts Verschiedenes von der Triebfeder selbst. Die Tugend des Menschen besteht, diesem gemäß, in der unbedingtesten Entschiedenheit, dem gemäß zu leben, was die Vernunft in jedem Falle für das Wahre und demnach Gute erkennt. Diese Entschiedenheit kündigt sich an durch die Neigung und Liebe zum

Guten, und diejenigen haben sehr unrecht, welche behaupten, derjenige, der das Gute aus innerer Neigung thue, sey nicht sittlich gut im strengen Sinne zu nennen, sondern er müsse es aus Achtung für das Gebot, und immer mit bewußter Absicht thun. Es gibt für den Guten keine Gebote, sondern nur für den Bösen, insofern sie zwar nicht den Willen selbst ändern, aber doch den Ausbruch und die Aeußerung seines Willens modifiziren. *)" — —

Aus vorstehenden Aeußerungen ersehen wir vor allem, daß man neuerdings die spinozistische Moral wieder aufleben läßt, denn schon Arnold Geulingk behauptete in seiner im Jahre 1665 erschienenen Ethik, die Tugend sey ein firmum propositum faciendi, quot recta ratio faciendum esse decreuerit, d. h. ein fester Vorsatz das zu thun, was die Vernunft in jedem Fall für das Rechte anerkennt. **) Aber nicht allein diese Definition sondern noch vieles Andere ist dem ehrlichen Geulingk nachgebildet. Die Eintheilung der Menschen z. B. in gute und böse rücksichtlich der Gesinnung findet sich nemlich auch bey ihm, denn er sagt S. 262: Virtus ergo individua nobis dicitur, quia una virtus sine

*) Klein's Versuch ꝛc. S. 129. bis 155.

**) Seite 13. und 14. gedachter Schrift.

alia esse non potest, sed necessario, ubi una est, ibi omnes, ubi una aliqua non est, ibi nulla, d. h." wir also nennen die Tugend untheilbar, weil eine Tugend ohne die andere nicht seyn kann, sondern nothwendig, wo eine ist, alle sind, und wo irgend eine Tugend sich nicht findet, daselbst keine vorhanden ist." In einem System, das alle seine Erklärungen aus der unendlichen Idee der Gottheit ableitet, ist so Etwas wohl in der Ordnung, aber daß eine solche Lehre als zu erhaben oder überspannt nicht für das Leben paßt, möchte wohl nicht zu bezweifeln seyn.

Lassen Sie uns einen Blick auf das Leben thun!

Wir finden die Menschen im Durchschnitt nicht bösartig, sondern nur dann und wann treffen wir auf einzelne Subjecte, welche durch die allgemeine Meynung als durchaus schlecht und bösartig bezeichnet werden. Die große Masse der Menschen sucht bloß sich zu nähren, in den Jahren der Mannbarkeit Kinder zu zeugen, und dem Leben auf verschiedene Art Vergnügen abzugewinnen. Rücksichtlich des Charakters und der Gesinnung bemerken wir eher Schwäche und Schiefheit als stoischen Sinn und hellen Blick. In der Masse jeder Nation ist ein gewisses System moralischer Grundsätze verbreitet, und in der Regel fehlt es dem einzelnen Menschen an der Kennt-

niß des Allgemein-Pflichtmäßigen nicht, aber Viele glauben, sie hätten so wichtige besondere Rollen in der Welt zu spielen, daß sie sich an diese allgemeine Pflichtmäßigkeit nicht zu kehren hätten, denn eine unglückliche Organisation des Kopfes gibt dem Herzen eine schiefe Richtung, so daß es, ohne mit Willen bös zu seyn, dennoch sehr verkehrt gesinnt ist, und auf diese Art manches Gute unterläßt und verhindert, auch wohl in der besten Absicht etwas sehr Schlechtes zur Ausführung bringt. Man spricht zwar sehr viel von Menschen mit sogenannten fixen Ideen, so wie die Satyriker dem menschlichen Charakter eine große Anzahl Schwächen nachzusagen wissen, aber noch mehr muß es in moralischer Hinsicht bedauert werden, daß die Natur durch angebohrne geistige Fehler eine so große Menge Menschen zu einer heitern, wohlwollenden Moralität ganz unfähig gemacht hat. Die Vernunft, die nach den oben angeführten Aeusserungen uns das sagen soll, was wahr und gut ist und was daher von uns gethan werden soll, tritt in den meisten Menschen wo nicht schwach, doch sehr einseitig, verschraubt, schief und umwölkt hervor, veranlaßt eine Menge falscher Urtheile und Grundsätze, und so zieht sie auch das Herz mit sich fort, und der moralische Charakter erscheint uns schlecht durch seine Thathandlungen, während er im Grunde

doch nur verkehrt ist. Im Allgemeinen ist die moralische Gesinnung bey den meisten Menschen gut, aber die Schiefheit ihrer geistigen Organisation läßt sie uns in vielen Fällen als unmoralische Subjecte erscheinen: Menschen, die durchaus das Böse um deßwillen wollen, weil es bös ist, sind zum Glück für die Menschheit sehr selten. Daher darf man das Wesen der Tugend nicht in die Ausführung dessen setzen, was jeder einzelne Mensch seines Theils für wahr und gut hält. Schon alle grossen Gesetzgeber haben gewisse Pflichten jedem Menschen ohne Unterschied vorgeschrieben, weil sie bey der Verschiedenheit der Charaktere und Ansichten sonst gar nichts Gutes für das allgemeine Beste erwarteten, wenn es der individuellen Willkühr der einzelnen Menschen überlassen bliebe, das nur zu thun, was *sie* für wahr, recht und gut hielten: um so mehr muß auch der Philosoph dem moralischen Eigensinn der Menschen Schranken setzen.

Wir sind daher der Meynung, *daß die Tugend in dem Bestreben bestehe, diejenigen Pflichten gern und willig zu erfüllen, welche der moralische Sinn der Nation, zu welcher man gehört, im Allgemeinen vorgeschrieben hat*, und zwar ohne alle weitere Hinsicht und Hoffnung auf Belohnung oder Erlangung von Glück, sondern

bloß, um unserer höhern Existenz gemäß zu leben. Denjenigen großen Köpfen, welche ein besonderer Geist treibt, der Menschheit neue Bahnen anzuweisen, läßt sich von der Moral aus gar keine Vorschrift machen, als die, es gut mit der Menschheit zu meynen, und schwärmerischen Ideen das Glück ganzer Generationen nicht zu voreilig zum Opfer zu bringen. Wenn man in den neuern Zeiten behaupten will, jeder Mensch müsse seine eigene Moral haben, so hebt man damit alle Moral überhaupt auf, denn alsdann ist niemand im Stande, dem Andern ins Herz zu sehen, und ihm Alles das anzugeben, was er seiner Seits für sich und die Menschheit zu thun habe. Es müssen daher gewisse allgemeine Pflichten angenommen werden, die für alle gelten. Das große Talent, welches von reinem Eifer für das Gute beseelt ist, mag dann immer seinen eigenen Weg gehen. Diese allgemeinen Pflichten müssen aber immer wieder dem Geist und der Geschichte eines besondern Volkes angemessen seyn, weil die Verschiedenheit der Völker zu groß ist, um eine für alle Menschen passende Moral aufzustellen: binden sich Religionssysteme an diese Ansicht nicht, so ist dieses ganz in der Ordnung, denn sie stehen als allgewaltige Satzungen Gottes da. Wenn einmal alle Nationen der Erde zu gleicher Cultur fortgerückt als reine Menschen da stehen, und sich in

und an ihnen alles Volksthümliche verlohren hat, dann mag ein Philosoph eine allgemeine Moral aufstellen: da aber dieser Zeitpunct noch sehr fern liegt, so wird man gegen nationelle Sittenlehren wohl nichts Gegründetes einwenden können.

Gellerts moralische Vorlesungen haben bekanntlich einen Anhang, welcher moralische Charaktere enthält. Auch ich bin gesonnen mit der Zeit dergleichen Charakteristiken herauszugeben. Eines Theils werden sie ein Beleg zu meinen Ansichten der Menschen seyn, andern Theils verdient die gegenwärtige Generation in einigen Porträten merkwürdiger Charaktere der Nachwelt genauer dargestellt zu werden.

VI. Von den Mitteln zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren.

Der Begriff eines Tugendmittels, hochgeehrteste Herren, ist einer der schwankendsten in der Moral, denn mit ein wenig Sophistik kann man ihn leicht wegdisputiren. Deswegen fehlt er auch in manchen Sittenlehren ganz und gar, wie z. B. in der Fichte'schen: da indessen dieser Philosoph alle Künste des Scharfsinnes spielen ließ, um uns von seinen moralischen Ansichten zu überzeugen, so hielt er doch wenigstens das Studium seiner Sittenlehre für ein Mittel, die Welt tugendhaft zu machen, und somit bewies er wenigstens indirect das Daseyn von Tugendmitteln.

Heben wir unsern Blick aus der Schule hinüber in das Leben, so finden wir, daß die Regierungen neuerer Zeit Ordens- und Ehrenzeichen als ein Mittel ansehen, Tapferkeit nicht nur zu belohnen sondern auch erzeugen. Unstreitig ist die Tapferkeit eine Tugend, und somit ist also ein Orden oder eine Ehren-Medaille ein Tugendmittel. Bey den alten Galliern wurde schon die Lehre von der Seelenwanderung für ein Mittel der Art gehalten, indem durch sie alle Furcht vor

LBC

dem Tode vernichtet würde. *) Und gibt es nicht noch viele andere Einrichtungen im Staate, welche durchaus nichts Anderes als Tugendmittel sind? Die Erfahrung also begründet diesen Begriff.

Kraft behauptet in seiner Schrift von den Sitten der Wilden S. 123, die Stärke der Verfassungen der wilden Staaten bestehe darinn, daß ein jeder sich seinen Verdiensten gemäß geehret und geachtet sieht. Ohne Rang, ohne Ehrentitel habe ein jeder unter ihnen nach seinem Verdienste seinen wirklichen Vorzug, der nicht auf einen blossen mündlichen Ruhm ankommt, oder darauf, daß er einen prächtigern Beynahmen erhalte als ein Anderer, sondern auf eine vorhergegangene würkliche preiswürdige That. Es fühlen die Wilden also die Wahrheit vollkommen wohl, daß nichts mächtiger sey, Tugend und Tapferkeit einzuschläfern und endlich ganz zu verjagen, als eine falsche Austheilung der Ehre. Diese Billigkeit in den Ehrenbezeugungen mache, daß der Eine beständig bemüht sey, den Andern in männlichen Thaten zu übertreffen, und daß die Kinder noch in den jüngsten Jahren sich nichts Erhabeneres vorstellen, als eines Tages so glücklich zu seyn, diesem oder jenem, den alle einmüthig für ruhm-

---

*) Caesar de bell. Gall. VI. 14.

würdig und ehrwürdig schätzen, ähnlich zu werden. —

Wir sehen aus dem Allen, daß die Tugendmittel in der Politik eine wichtige Rolle spielen, und daß sie also auch von der Moral nicht zu übersehen seyn möchten. Bey Gellert nehmen die Vorlesungen über die allgemeinen Mittel zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren 127 Seiten ein; Folgendes sind die neun Regeln, über welche sie sich verbreiten:

„1) Bemühe dich, eine deutliche, gründliche und vollständige Erkenntniß deiner Pflichten zu erlangen.

2.) Setze die Bemühung, deine Pflichten zu erkennen, sorgfältig fort, und bewahre die erlangte Erkenntniß vor Irrthümern.

3) Wende die Erkenntniß deiner Pflichten beständig auf dein Herz und Leben an; bereite dich zu jedem Tage weislich vor, und prüfe dich am Ende desselben sorgfältig.

4) Suche immerzu ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, dir dasselbe gegenwärtig zu erhalten, und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten: auch verbinde täglich dieses Mittel mit dem Gebet.

5) Bemühe dich früh von deinen ersten Jah-

ren an, die Welt, die Menschen und dich selbst kennen und immer genauer kennen zu lernen.

6) Wehre den Eindrücken der Sinne, den Blendwerken der Einbildungskraft, mäßige deine Neigungen, wenn sie an und für sich erlaubt sind, halte die unerlaubten zurück, und begegne den unrichtigen Vorstellungen, die den Affecten das Leben geben, durch den Verstand.

7) Dich in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend zu stärken, und dein Vermögen zur Tugend zu vermehren, gehe den sichern Weg der innerlichen Erfahrung und der fortgesezten Ausübung deiner Pflichten.

8) Suche den Umgang mit guten und rechtschaffenen Menschen; fliehe die Gesellschaft der Lasterhaften.

9) Lerne Weisheit aus dem Unterrichte der Verständigern, und aus dem Lesen nützlicher Bücher für den Verstand und das Herz."

Wer nur einige logische Kenntnisse hat, bemerkt leicht, daß die Regeln eins, zwey und neun zusammen gehören, und hier sehr unwissenschaftlich getrennt sind, so wie ihnen wohl die fünfte zum Grund gelegt werden könnte, je nachdem man die Sache nimmt. Daß sich Gellert ferner in der vierten Regel ganz auf das Gebiet der christlichen Moral begeben hat, ist wohl auch einleuchtend. Ein Sophist könnte auch

wohl noch dieses und jenes tadeln. Wir indessen wollen treuherzig bloß unsere Meynung vorlegen.

Eine falsche Ansicht des Lebens oder ein schiefer Verstand ist unstreitig die vorzüglichste Ursache, daß so viel Böses auf der Welt geschieht. Zwar hat die Philosophie noch nicht unwiderleglich dargethan, was eigentlich das Wesen und die Bestimmung des Menschen ist, aber doch geht aus den Sprüchen der edelsten Weisen und Dichter hervor, daß, wiewohl ein vergängliches Wesen, der Mensch dennoch nicht die Bestimmung habe, thierisch und lasterhaft zu seyn. Selbst Pindar kann sich nicht enthalten, mitten im Lobe wettkämpfender Könige und berühmter Männer daran zu erinnern, daß der Mensch zwischen dem Etwas und dem Nichts in der Mitte schwebe, und im Grunde nur der Schatten eines Traumbilds sey *): aber er vergißt auch nicht, Tugend und Frömmigkeit einzuschärfen. **) Gedächten die Menschen von Zeit zu Zeit der Nichtigkeit ihres

---

*) Τι δε τις; τι δ' ουτις;
Σκιας οναρ ανθρωποι·

Vers 135 und 136 der achten pythischen Ode nach Heyne's Abtheilung.

**) Ich erinnere nur z. B. an seine zweyte olympische Ode.

Daseyns und Strebens, und ließen sie sich weniger von falschen Ansichten dessen, was sie in ihrem Wirkungskreis zu leisten haben, verführen, so würde es weit besser mit der Tugend in der Welt stehen.

Viele Immoralität geht aber auch aus dem Druck der Zeiten hervor. Die ungeheuere Theuerung z. B., welche im Herbst des Jahres 1816 entstand, und im gegenwärtigen Jahre fortdauerte, erzeugte eine Menge Diebe, weil der Erwerb vieler Menschen zur Anschaffung von Lebensmitteln nicht zureichte. Viele Immoralität wird aber auch durch die Staaten geschaffen: wo z. B. eine neue Mautlinie gezogen wird, entstehen schnell eine Menge Betrüger und Einschwärzer, die vorher nicht waren; von stehenden Heeren geht ebenfalls eine Menge Unsittlichkeit aus, als Spielsucht, Unzucht und so weiter. Und wer will alles das Böse verzeichnen, woran der Staat Schuld ist?

Es ergibt sich aus diesen Betrachtungen und Thatsachen erstlich, daß der Mensch vor Allem bemüht seyn soll, das Leben und sich selbst gemüthlich und einfach, schlicht und wahr zu ergreifen; daß zweytens aber auch der Staat sich in vielen Stücken anders gestalten und einrichten muß, wenn die Moralität in der Welt ernstlich

gefór-

gefördert werden soll. In Rücksicht auf das Erstere wird dem Menschen also geboten, sich moralisch zu studiren, zu bilden und zu vervollkommnen: wie er dieses anstellen möge und solle, müssen wir ihm selbst überlassen. Dieser Meynung war auch Reinhard, indem er Seite 423 des vierten Theils seiner christlichen Moral sagt: „Was aber hier die Hauptsache ist und bleibt: so machen es die persönlichen Umstände eines Jeden, sein Naturell, der Grad seiner Bildung, sein voriges Leben, sein Beruf, und die Verbindungen, in welchen er sich befindet, völlig ungewiß, ob ein von Andern, unter ganz verschiedenen Umständen, bewährt erfundenes Tugendmittel auch auf ihn passe; er kann, bey ganz eigenthümlichen sittlichen Bedürfnissen, von dem Gebrauch eines solchen Mittels wenig oder gar keinen Nutzen haben, vielleicht sogar nachtheilige Würkungen davon empfinden." Tugendmittel des stillen beschaulichen Lebens, strenge Uebungen des Körpers passen, wie Reinhard bemerkt, nicht für jeden; eben so wenig möchten wir von moralischen Tagbüchern und andern Tugendmitteln der Art einen großen Nutzen erwarten. Die germanische Tugend ist, besonders bey dem männlichen Geschlecht, etwas Lebendiges und Frisches, nichts Todtes, Düsteres und Stilles; sie ist kein Sinnen,

sondern ein Handeln; sie ist nichts Ruhiges und Duldendes, sondern etwas Thätiges und Kräftiges; auch ist der Charakter der Germanen ursprünglich nicht für das Contemplative und Mönchische gestimmt, wiewohl sehr für das Unruhige, Schwärmerische und Poetische. Lassen Sie uns daher an folgenden goldenen Spruch glauben: „Sey immer redlich, wenn du auch betrogen wirst, denn das ist der Probierstein des Rechtschaffenen, daß er selten auf rechtliche Menschen trifft, und doch sich selber gleich bleibt.“ So dachten alle ächten Germanen der Vorzeit: und wenn wir immer so denken, werden wir die meisten von den sogenannten Tugendmitteln entbehren können.

Besonderer Theil.

I. Von dem moralischen Verhältniß des Menschen zu der Kirche und zu dem Staat.

Sogleich bey unserer Geburt, und oft noch vor derselben, ergreifen uns zwey gewaltige Institute, der Staat und die Kirche. Lassen Sie uns, meine Herren, vor allem Andern das Verhältniß erwägen, in welchem wir als moralische Wesen zu ihnen stehen.

Unsere Staaten sind aus der wilden Gährung der Völkerwanderung hervorgegangen, aber die älteste Geschichte zeigt uns den Deutschen frey, und unter den freyen Deutschen adelige Geschlechter, ohne daß diese besondere Vorrechte genossen hätten*.) Nach und nach rissen diese

*) Selbst die aus dem deutschen Adel gewählten Könige waren nicht unumschränkt: der König Ambiorix sagte, seine Herrschaft sey von der Art, daß die Nation eben so viel Gewalt über ihn, als er über sie habe. Caesar de bell gall. V. 27.

lezteren mehr und mehr Vorrechte an sich, die Mächtigern derselben erhoben ihre Häuser zu regierenden, und die übrigen spielten mancherley Rollen, immer aber blieb ihnen die Idee, zu besonderer Wirksamkeit und Ehre im Staate berufen zu seyn: was die andern Stände an Ehre genießen oder an der Staatsverwaltung Antheil haben, ist, nach der Meynung des Adels, etwas Ueberlassenes, denn nur aus ihm kann eigentlich die geehrte und regierende Klasse im Volk bestehen. Diese Ideen, die mit unter sehr empörend geäußert und gehandhabt wurden, fanden in den andern Ständen mancherley Gegner, man sprach und schrieb über die Abschaffung des Adels und von der bürgerlichen Gleichheit der Menschen. Was sagt die Moral hierzu?

Das Institut des Adels ist wohl nicht aus den germanischen Völkern zu verbannen, da auch an ihm die Geschichte derselben mit fortläuft: in Frankreich hat man den alten Adel abgeschafft, um bald einen neuen zu gründen, und nur allein die große Republik der vereinigten Staaten in Nordamerika besteht ohne Adel, weil er an ihrer Gründung keinen Theil hatte. Es ist also nicht moralisch, wenn man gegen einen Stand declamirt, der in der Geschichte des Volks begründet ist, aber moralisch ist es dagegen, Alles zu thun, daß dieser Stand den übrigen Staats-

bürgern nicht über den Kopf wachse, und keine despotischen Ideen verwirkliche. Die Ermordung und Vertreibung der patricischen Geschlechter im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert, der Bauernkrieg, die französische Revolution sind Beweises genug, zu welchen Blutbädern solche Ideen führen. Daher ist die Herstellung eines weisen Gleichgewichts zwischen dem Adel und den übrigen Ständen die schönste und vorzüglichste Aufgabe für den Fürsten, deren weitere Erörterung aber in die Politik gehört.

Ist nun der Staat durchaus ein Erzeugniß der Geschichte, so ist es unmoralisch, ihn nach überspannten Idealen und Theorien zu betrachten, und dem gemäße Forderungen an ihn zu machen. Aber es ist auch Pflicht eines jeden, der Geschick und Einsicht hat, diejenigen Fehler zu bemerken, und geziemend zu rügen, wodurch der Staat hinter dem Zeitgeist zurückbleibt, nur nie mit Absicht, gewaltsame Umwälzungen zu bewirken. Wir sind mit Fichte einverstanden, daß es gegen das Gewissen des Einzelnen sey, den Staat umzustürzen, denn der Gang der Geschichte steht nicht in der Gewalt Einzelner. Der moralische Staatsbürger thut Alles, um seinen Staat selbstständig zu erhalten, denn dadurch ist seine eigene moralische Wirksamkeit bedingt: wie sollte er ihn durch gewaltsame Revolutionen zu

schwächen suchen, und dadurch einen Raub anderer Staaten werden lassen? Aber er äußere sich auch frey über alles Verkehrte, Unvernünftige und Ungerechte in der Staatsverwaltung, und werde durch keinen Preßzwang an der lauten Aeußerung seines Tadels gehindert. Nur bedenke er immer, daß der Staat als eine individuelle Erscheinung Fehler haben könne und dürfe, und daß man nicht jede neue Theorie der Gelehrten unbedingt einführen oder den Staat darnach beurtheilen müsse.

Nach der bisherigen Auseinandersetzung wird uns nun auch erlassen werden, mit Fichte es zur absoluten Gewissenspflicht zu machen, sich mit Andern zu einem Staat zu vereinigen: es gibt ja keinen Menschen, der als staatenlos angesehen werden könnte, denn schon im Begriff seiner Nation liegt der Begriff seines Staates, und wäre er auch einsam auf eine wüste Insel verschlagen. Die Staaten sind aus der Vereinigung von Familien und Stämmen hervorgegangen, ihr Staatsrecht hat sich langsam im Verlauf ihrer Geschichte ausgebildet, mitten in dieser Geschichte werden wir als Bürger dieser Staaten gebohren, (als Gegensatz des freywilligen Hinzutritts), wir verdanken dem Staat eine Menge Wohlthaten der Kindheit, und so müssen wir uns auch gefallen lassen, daß uns der Staat nur gerade so viel zutheilt, als

für uns aus frühern Vertheilungen der Rechte übrig blieb. Ist diese Vertheilung sehr ungleich ausgefallen, und wird sie es bey vermehrter Bevölkerung und dem Fortgang der Cultur noch mehr, so wird freilich eine Revolution ausbrechen, indem Menschenrechte nie verjähren, und wir ursprünglich gleiche Ansprüche haben, aber ich soll nur nicht der Undankbare seyn, der zuerst das schwankende Staatsgebäude, das mir doch auch etwas Dach und Fach gewährte, über den Haufen wirft, obgleich mir es nicht gewehrt werden kann, auf friedlichem Wege um Herstellung einiger politischen Gleichheit mich zu bemühen, denn der Staat kann den Beweis nicht führen, daß das Unrecht unabänderlich bestehen müsse.

In Absicht auf Persönlichkeit soll sich jeder dem Allen unterwerfen, was das Volk, das ihn erzogen hat, von seinen Mitgliedern fordert: dahin gehört vorzüglich die Vertheidigung des Vaterlandes, denn Viele vor uns haben darum Blut und Leben gelassen, daß wir in dem Verbande unseres Volkes mit begriffen werden konnten, also haben wir ein Aehnliches für die Nachwelt zu thun. Uebrigens soll man sich auch keiner Sitte und keiner Obliegenheit entziehen, welche die Nationalität mit erhalten hilft. Dergleichen Sitten und Gebräuche haben, wenn sie auch noch

so lächerlich seyn sollten, immer einigen Grund in der Geschichte des Volks, und aus Geschichte entspinnt sich wieder Geschichte, worinn das Leben der Staaten besteht. Es gibt keine Nation, welche eine reine Menschheit darstellt, sondern jede hat ihre individuellen Züge, und ich allein habe die Befugniß nicht, diese ihr zu rauben. Der ächte Patriot thut und leistet Alles, was seiner Seits zum Flor und zur Erhaltung des Vaterlandes beiträgt. In Zeiten besonders, wie die gegenwärtigen sind, wo die deutsche Nation zu einem vernünftigen Rechtszustand und einer politischen Gesetzmäßigkeit hinstrebt, laden diejenigen schwere Verantwortung auf sich, welche diesem edlen Bestreben im Wege stehen.

Noch ist ein Punct übrig, worüber die Politik sehr viel, die Moral aber auch ein Paar Worte zu sagen hat, nemlich das Verhältniß der Juden zu uns. Es ist sonderbar, daß, während alle unsere Mitbürger gegen die Juden stimmen, dieselben von den Regierungen sehr in Schutz genommen werden. Ohne uns über diesen, immer etwas verdächtigen Schutz weiter einzulassen, wollen wir ganz frey bekennen, daß unsere Moral uns nicht erlaubt, Begünstigungen eines Volks zu verfechten, dessen Nationalität ein wahrer Gegensatz zu der unserigen ist. Wir wollen den

Juden recht gern ihr Religionssystem lassen, aber wir wollen durchaus nicht mit helfen, daß ihnen dieselben bürgerlichen Rechte eingeräumt werden, wie uns. Der germanische edle Stolz und was wir sonst noch Großes und Edles besitzen, kann nie eine Eigenschaft einer Judenseele werden, und es ist daher ein großer Fehler, wenn wir ein für das armselige Schachern bloß begeistertes Volk ganz in unsern Schoos aufnehmen wollen. Wir wollen die Juden als Menschen dulden, aber nicht als germanische Bastard-Bürger in unser politisches Thun und Treiben eingreifen lassen. Ein welthistorischer Fluch liegt auf dieser Nation: sie ist uns Christen nicht fremd, wohl aber uns Germanen.

In Hinsicht auf Kirche oder Religion muß der moralische Mensch die Ueberzeugung hegen, es sey ein tiefgefühltes Bedürfniß des größten Theiles der Menschheit, an eine menschliche Offenbarung Gottes zu glauben, und sich deswegen an eine Kirche anzuschließen, deren Lehre auf einem Glauben der Art begründet ist. Dem zu Folge wird es für jeden eine heilige Pflicht, in dem Schooße derjenigen Kirche zu verbleiben, die ihn schon als Kind zu sich aufnahm, denn mit dem kindlichen Gemüth verbindet sich der Glaube an die Wunder der Religion am innigsten, und bewährt sich dann durch das ganze Leben als ein

wohlthuendes Gefühl. Nie hege der moralische Mensch den Uebermuth, eine Vernunftreligion einführen zu wollen, denn dieses ist auch überdies noch ein Mißgriff, der sich durch sich selbst aufhebt, noch weniger suche er sophistisch an der Religion zu künsteln, und ihr geschraubte Deutungen unterzulegen. Als Fichte in seiner Moral lehrte, die Kirche sey weiter nichts als eine moralische Republik oder ein ethisches Gemeinwesen, und ihre Lehren seyen bloß Anknüpfungspuncte für die moralische Ueberzeugung ihrer Mitglieder, und daher nicht unveränderlich, glaubte er sammt seinen Schülern Wunderdinge gelehrt zu haben, und welchen großen Mißgriff beging er nicht? Welcher aufrichtige Christ wird aber auch diejenigen Taschenspielereyen billigen, welche die Anhänger einer andern philosophischen Schule neuerer Zeit mit seinem heiligen Religionsbegriff vornehmen, indem sie den kindlichen Glauben an Offenbarung durch zweydeutige Beweisführungen eben so wohl in Unglauben als in Aberglauben verwandeln?

Zu welcher Kirche soll sich aber der moralische Mensch halten? — Hierüber gibt die Philosophie schlechte Auskunft, denn so wie sonst die protestantische Kirche von den Philosophen gepriesen wurde, so wird jezt die römisch = katholische von ihnen erhoben: zum Glück kommen wir

schon so früh zur Mitgliedschaft einer Kirche, daß uns der Philosoph zu der Zeit, wo wir ihn lesen oder hören, so leicht nicht mehr anders bekehren kann. Wir sagen nicht ohne Bedacht zum Glück, denn nur in dem unverdorbenen Herzen des Kindes wird ein Religionsbegriff am dauerndsten niedergelegt. So lang freilich der ewige Friede in der Welt noch nicht begründet ist, sind solche Kirchen vor dem Richterstuhl der Moral nicht zu billigen, welche ihren Mitgliedern die Vertheidigung des Vaterlandes verbieten: übrigens lebe ein jeder seines Glaubens, vergesse aber nie die Menschenliebe gegen Anders-Denkende. Denn was zu der Zeit zu thun ist, wo große Umwälzungen in den Religionssystemen vorgehen, wie z. B. zur Zeit der Kirchenreformation, läßt sich von der Moral weniger als von der Politik bestimmen, und ist überhaupt eine gar sehr an Zeit und Ort gebundene Aufgabe.

Somit wird nun dieses ersten Kapitels Resultat so lauten:

Achte und befolge vor Allem das, wozu du in deinem Staate und von deinen Landsleuten erzogen bist: als Kind hast du ohnehin keinen andern Ausweg. Aber als Mann lies, forsche und höre, ob das, was dir dein Staat und deine Priester lehren, allgemeines Menschengebot sey. Dann wirst du wohl erfahren, ob man

z. B. Ketzer verfolgen, sich beschneiden lassen, leibeigen seyn oder Leibeigene haben, und sich despotisch regieren lassen müsse, ob von privilegirten und nichtprivilegirten Ständen und andern Dingen der Art noch eine Rede seyn könne. Aber vergiß nicht, daß von jeher gewisse Religionssysteme, Verfassungen, Sitten und Gebräuche gewissen Zeitaltern und Nationen ohne Mord, Aufruhr und Krieg nicht genommen werden konnten, und daß eine schlechte Kirchen- und Staatsverfassung einer mit Blut erkauften guten vorzuziehen ist: und ist dieses Gute oder Bessere nicht oft eine Täuschung? Glaubst du als Machthaber irgendwo ändern zu müssen, so gehe weise und behutsam zu Werk. Mit Religionsveränderungen sey übrigens nicht zu voreilig oder leichtsinnig, denn sie haben immer etwas Moralisch-Verdächtiges.

II. Pflichten in Ansehung der Subsistenz und des Eigenthums.

Das ursprünglichste Bedürfniß des Menschen, meine Herren, ist, subsistiren zu können, oder, mit andern Worten, ein Einkommen zu haben, wovon er leben kann. Die merkwürdigste Theorie, welche hierüber in den neuern Zeiten aufgestellt wurde, ist die fichte'sche, und Sie finden sie sowohl in der Sittenlehre S. 392. und folgende, als in dem geschlossenen Handelsstaat dieses Philosophen.

In der Sittenlehre heißt es nemlich: „Es ist die Pflicht eines jeden, der sich zur Einsicht in die Sätze der (fichte'schen) Moral erhoben hat, das Eigenthumsrecht einzuführen; es ist ferner Pflicht eines jeden, sich ein Eigenthumsrecht zu erwerben. Diese Sorge nun, daß jedermann ein Eigenthum habe, kommt zuförderst *) dem Staate zu. Der Strenge nach ist in einem Staate, wo nur Ein Bürger kein Eigenthum hat (Eigenthum, im eigentlichsten Sinne des Worts, wo es die ausschließende

*) So schrieb Fichte das Wort zuvörderst.

Sphäre für das freie Handeln überhaupt, sonach nicht bloß Objecte, sondern auch ausschließende Rechte auf Handlungen bedeutet,) überhaupt kein rechtmäßiges Eigenthum. Denn jedem gehört sein Eigenthum nur, in wie fern es alle andere anerkannt haben, sie können es aber nicht anerkannt haben, ohne daß er von seiner Seite auch das ihrige anerkannt habe, sie müssen sonach eines haben. Wer keines hat, hat auf das der andern nicht Verzicht gethan; und er nimmt es mit seinem vollen Rechte in Anspruch. Dies ist die juridische Ansicht der Sache. — Es ist sonach zuförderst Pflicht eines jeden, der sich von dieser Wahrheit überzeugen kann, so viel in seinen Kräften steht, dahin zu arbeiten, daß dieselbe in den Staaten anerkannt und befolgt werde. Bis dies aber geschieht — und warum sollte es nicht endlich einmal geschehen — ist es Pflicht für jeden, dem ihm bekannten Eigenthumslosen ein Eigenthum zu verschaffen; oder, Wohlthätigkeit ist Pflicht. Sie ist, wie jeder sieht, eine bedingte Pflicht; sie würde nicht statt finden, wenn der Staat seine Schuldigkeit thäte. Man bemerke wohl: die Wohlthätigkeit besteht darinn, daß man dem Eigenthumslosen ein Eigenthum, einen festen Stand, eine zugesicherte und fortdauernde Existenz verschaffe. Man soll irgend einem, oder mehreren, wenn man es kann, aus

dem Grunde und für immer zu helfen suchen; dem Amtlosen Anstellung, dem Arbeitslosen Arbeit verschaffen: dem in seiner Nahrung herabgekommenen leihen oder schenken, daß er sie wieder treiben könne; Waisen auferziehn oder auferziehn helfen, und dergleichen, kurz so viele Werke der Wohlthätigkeit, als man kann, ganz thun, und nicht bloß hier und da stümpern und flicken. — Das gewöhnliche Allmosengeben ist ein sehr zweideutiges gutes Werk. Wie sehr weichen nicht diejenigen von der Vernunft und Wahrheit ab, die das Allmosengeben zur Religionsübung machen, und den Bettel dulden, und befördern, damit es den Gläubigen nicht an Gelegenheit fehle, gute Werke zu thun: als ob es daran je fehlen könnte!"

Auf dem Grund dieser Behauptungen führte nun Fichte seinen geschlossenen Handelsstaat auf, dessen Inhalt im Kurzen folgender ist: „Wir Menschen sollen leben, also müssen wir auch leben können, und somit folgt, daß jeder Mensch von Rechtswegen erwarten kann, daß er durch irgend eine Arbeit so viel verdiene, als er zum Leben nöthig hat. Diese Sicherheit muß der Staat seinen Bürgern leisten, und nicht allein jedem Einwohner ein Gewerbe zu seinem Einkommen anweisen, und zwar vom Ackerbau hinauf bis zu den künstlichsten Fabriken des Lu-

rus, sondern sich auch gegen das Ausland durchaus schließen, damit durch keine Art des ausländischen Handels Störung der inländischen Gewerbe und Production bewirkt werden kann. Dazu gehört denn vor Allem eine Berechnung der verschiedenen Gewerbe nach der Größe der Bevölkerung, und die Einführung eines nicht aus Gold und Silber oder andern Metallen von Werth bestehenden Geldes, wodurch aller Handelsverkehr mit dem Auslande unmöglich wird. Daß eine solche Berechnung eine Rechtsforderung sey, ergibt sich aus der Theorie des Eigenthums, nach welcher die Staaten nicht deswegen da sind, daß sie jeden bey dem Reichthum oder der Armuth erhalten, in der sie ihn finden, sondern daß sie jedem zu seinem Auskommen verhelfen sollen. Unter dem Verschließen des Staats in Hinsicht auf Handel ist keinesweges eine Verzichtleistung und bescheidene Beschränkung auf den engen Kreis der bisherigen Erzeugnisse des Landes verstanden, sondern eine kräftige Zueignung unsers Antheils von dem, was Gutes und Schönes auf der ganzen Oberfläche der Erde ist, in so weit wir es uns zueignen können; unseres uns gebührenden Antheils, indem auch unsere Nation durch ihre Arbeit und ihren Kunstsinn seit Jahrhunderten zu diesem Gemeinbesitze der Menschheit ohne Zweifel beygetragen hat. Wenn sich also ein Staat

in Hinsicht auf Handel schließen will, so muß er ein Territorium besitzen, das alle zum nothwendigen Unterhalt der Nation erforderlichen Naturproducte hat. Besizt er noch kein solches, so nehme er seinen Nachbaren so viel weg, als er braucht: dies ist aber auch die erste und lezte Feindseligkeit, die er ausübt, denn er hat dann in alle Ewigkeit nichts mehr an andern Ländern zu suchen. Zweytens suche er alle bis jezt von seinen Bürgern nothwendig verbrauchte ausländische Güter bey sich anzubauen, oder doch den Anbau von Surrogaten für sie zu befördern; auch bleibt ihm noch das Mittel übrig, daß er mit einem auswärtigen Staat auf ewige Zeiten einen Austausch schließt, z.B. des Weins gegen Korn oder umgekehrt. Wenn nun der Staat sich auf diese Art gegen das Ausland gesperrt hat, so hat er sich auch in politischer Hinsicht gesperrt, denn er hat Alles was er braucht, und nichts mehr vom Auslande zu erwarten oder zu fordern. Somit ist die Quelle aller Kriege verstopft, es müßte denn seyn, daß Andere ihn bloß aus Herrschsucht unterjochen wollten, für welchen Fall er seine Bürger in den Waffen üben könnte.„

Nachdem Fichte diese Theorie vorgetragen, und nach seiner Art erwiesen hat, läßt er uns denn auch die Folgen einer solchen Einrichtung

erblicken: „Die Hauptquelle des Mißvergnügens der Unterthanen gegen ihre Regierung, die Grösse der Auflagen, die oft drückende Weise sie zu erheben, und die Verpflichtung, Militairdienste zu leisten, ist durch Schließung des Handelsstaats abgeleitet und aufgehoben. Die Regierung des beschriebenen Staats hat selten zu strafen, selten gehäßige Untersuchungen anzustellen. Die Hauptquelle der Vergehungen von Privatpersonen gegen einander, der Druck der wirklichen Noth, oder die Furcht der zukünftigen, ist gehoben: und eine große Anzahl von Vergehungen sind durch die eingeführte strenge Ordnung ganz unmöglich gemacht. Verbrechen gegen den Staat, Aufwiegelung und Aufruhr ist eben so wenig zu befürchten: es ist den Unterthanen wohl, und die Regierung ist ihre Wohlthäterinn gewesen.„

„Durch die Wissenschaften aber werden die Menschen noch fortdauernd zusammenhängen, und diesen Zusammenhang wird kein geschlossener Staat aufheben, sondern ihn vielmehr begünstigen, da die Bereicherung der Wissenschaft durch die vereinigte Kraft des Menschengeschlechts sogar seine abgesonderten irdischen Zwecke befördert. Kein Staat des Erdbodens, nachdem nur erst dieses System allgemein geworden, und der ewige Friede zwischen den Völkern begründet ist, hat das mindeste Interesse, einem andern seine Ent-

deckung vorzuenthalten, indem ja jeder sie nur innerlich für sich selbst, keineswegs aber zur Unterdrückung anderer, und um sich ein Uebergewicht über sie zu verschaffen, gebrauchen kann. Nichts sonach verhindert, daß die Gelehrten und Künstler aller Nationen in die freyeste Mittheilung mit einander eintreten. Die öffentlichen Blätter enthalten von nun an nicht mehr Erzählungen von Kriegen und Schlachten, Friedensschlüssen oder Bündnissen; denn dieses Alles ist aus der Welt verschwunden. Sie enthalten nur noch Nachrichten von den Fortschritten der Wissenschaft, von neuen Entdeckungen, vom Fortgang der Gesetzgebung, der Polizey; und jeder Staat eilt, die Erfindung des andern bey sich einheimisch zu machen.,,

Was sagt unsere Moral hierzu?

Den Ausgang eines Kriegs kann keine Nation vorher bestimmen, und so könnte es leicht der Fall seyn, daß der Versuch zur Einführung des geschlossenen Handelsstaats sogleich im ersten Keim erstickt würde, wenn die beabsichtigte Eroberung des fehlenden Gebietes mißglückte: es machen auch mehr Völker von gemeinschaftlicher Abkunft einen geschloßenen Staat aus, als das bloße Territorium. Zweytens könnte die beabsichtigte Vertheilung der Gewerbe und des Ei-

genthums nicht ohne eine blutige Revolution im Innern durchgesezt werden, und wer steht auch hier wieder für den Ausgang? Völker gleichen mächtigen Strömen, die man nicht ohne Gefahr in ihrem Lauf stören kann. Wir alle sind sammt unserer Nation eine Ausgeburt der Geschichte, die anders zu gestalten nicht ganz in unserer Macht steht.

Wenn ein genügsames Volk wie die Germanen nun einmal den wunderbaren Verlauf von Jahrtausenden erlebt und alles Köstliche erschmeckt und kennen gelernt hat, was die reiche Natur auf und unter der Erde, in den Lüften und Gewässern hervorzaubert, und sein Handels= und Gewerbsverkehr in unzählige Berührungen mit der gesammten Welt gekommen ist: da läßt sich nicht auf einmal halt! rufen und machen, und der unermeßliche Verkehr nach aussen rasch abschneiden. Und gesezt auch, es gelänge die Herstellung eines geschlossenen Handelsstaates, so ist man immer nicht sicher, daß nicht irgend eine unerwartet neue, in ihren Folgen unermeßlich wichtige Erfindung die ganze fichtesche Armenanstalt umwirft: wie vermag auch irgend eine menschliche Einrichtung die göttliche Vorsehung zu ersetzen?

Man hat mit unter den Menschen als etwas sehr Erhabenes, ja fast Göttliches geschildert,

mir aber erscheint er in seinen größern Massen immer als eine wilde Horde, die von Zeit zu Zeit sich auf fremde Horden stürzen und an ihnen sich matt kämpfen muß, damit Zwischenräume der Ruhe und des Friedens eintreten: übrigens lehrt auch die Geschichte, daß allgemeine Menschenbeglückung durch bessere Staatsverfassungen, Einrichtungen, Sitten und Religionssysteme immer nur das Resultat von Kriegen waren: wie ist also der ewige Friede zu hoffen, ja nur zu wünschen? Seinetwegen wollen wir also den geschloßenen Handelsstaat nicht einführen.*)

---

*) In einer neuern Schrift findet sich eine Stelle, die hier füglich aufgeführt werden kann:

„Nichts wirkt so mächtig auf ein Volk, als ein Nationalkrieg. Jedermann hat Theil daran genommen, hat die Waffen darin getragen, hat durch seine Anstrengung und großmüthigen Opfer zu seinem Erfolge beigetragen; die Nation hat ihre Kräfte kennen gelernt. Der Enthusiasmus überlebt den Sieg und erstreckt sich dann auf die innern Angelegenheiten. Man will für das, was man freiwillig erlitten hat, belohnt seyn, und nie noch hat ein Nationalkrieg statt gehabt, ohne daß Aufklärung und liberale Ideen dabei gewonnen hätten.“ Man sehe das vielbesprochene Tableau politique de l'Allemagne par C. A. Scheffer. Paris chez Plancher. 1816.

Wir wollen es gar nicht leugnen, daß die fichtesche Theorie des Eigenthums etwas Revolutionäres hat, und daß wir insgesammt die beste Entschuldigung aus seiner Sittenlehre entnehmen könnten, wenn wir uns in eine Räuberbande vereinigen wollten. Und dies entsteht daher, daß Fichte keine Achtung vor der Geschichte hat, welche den einzelnen Menschen so wie ganze Nationen wunderbar hin und her wirft, so daß sie nicht mehr mit einem philosophischen Rechtsbegriff vor die Natur hintreten und sagen können: so wollen wir dich vertheilen! So wie jeder von uns die vor seiner Geburt geschehene Vertheilung der Rechte in unserer Nation anerkennen muß, so muß er auch die geschehene Vertheilung des Eigenthums anerkennen, aber freilich nicht mit der ausdrücklichen Bedingung, daß es ewig so bleiben müsse. Hier muß allerdings der Staat in die Mitte treten, und dem Eigenthums- oder vielmehr Erwerblosen zur Subsistenz verhelfen, aber dieser Erwerblose kann nicht verlangen, daß seinetwegen eine Revolution angefangen werde, um alles Eigenthum gleichmässig unter Alle zu vertheilen. Es ist Pflicht der Regierenden hier den besten Willen zu zeigen, denn derjenige Staatsminister, der einst einem Hungernden auf die Bitte um Unterstützung die Antwort gab, sein Hungertod sey dem Staat

ganz gleichgültig, war ein Unmensch, der seinen Beruf verkannte.

Bey aller ihrer Rechtlichkeit war die deutsche Nation von jeher diejenige, die über das Mein und Dein die sonderbarsten, oder doch leichtsinnigsten Begriffe hatte. In den frühesten Zeiten gab es bey ihr fast gar kein liegendes Eigenthum, sondern Grund und Boden war gemeinschaftlich und die Wohnungen waren leichte Hütten, die keinen großen Werth hatten †): dabey glaubten sie, Strassenraub sey gar nicht entehrend, vielmehr als kriegerische Uebung sehr rühmlich, wenn man ihn nur außer Landes treibe.*) Im Mittelalter sehen wir in der Lehnsverfassung die sonderbarste wiewohl nationelleste Vertheilung von politischen Rechten und Grund und Boden entstehen: bürgerliches Gewerb und dadurch erlangter Reichthum war etwas Verächtliches, **) aber das Wegelagern oder der Strassenraub des Adels

---

†) Caesar de bell. Gall. VI. 22 und Tacit. de situ, moribus et populis Germanor. 16.

*) Caesar de b. g. VI. 23.

**) Schon bey Tacitus Cap. 14 am Ende wird darauf hingedeutet: Pigrum, quin imo et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare.

etwas Rühmliches. Neuerdings sehen wir allenthalben ungeheuere Staatsschulden, und wie die Regierungen streng über das Mein und Dein des Bürgers wachen, sich aber nicht entblöden, Maasregeln zur Tilgung der Staatsschulden zu treffen, die einem Bankerott nicht unähnlich sehen. Es gehen allenthalben in Rücksicht auf Eigenthum Dinge vor, die im Alterthum die blutigsten Revolutionen erzeugt haben würden, aber der leichtsinnige Begriff des Eigenthums, der den Germanen angebohren ist, läßt sie ungerügt seyn, oder doch politisch unbestraft: freilich wissen wir nicht, welche Strafen das Verhängniß in der Zukunft den germanischen Nationen dafür zuerkennen wird. Wir können nun nicht verlangen, daß unsere germanischen Stämme sich anders gestalten, und schnell andere Verfassungen und Gesinnungen annehmen, um irgend ein von einem Philosophen herrührendes System des Eigenthums einzuführen: hier stehen wir in Gottes Hand, der unsere Geschichte und unsere Köpfe so und nicht anders hat werden lassen, und so können wir von Seiten der Moral nichts Anderes begehren, als daß jeder Begünstigte von seinen Rechten und von seinem Reichthum so viel zum Opfer bringen möge, daß die ganz Unbemittelten eine erträgliche Subsistenz auf dieser Welt finden mögen. Das Glück hat sie verstoßen, soll

ihnen da die Menschenliebe nicht zu statten kommen? Manches, was hier noch gesagt werden könnte, gehört in die Politik und das Naturrecht.

Die Erwerbung von Vermögen, rein bürgerlich genommen, wird von unserer Volksmoral durchaus gebilligt, wenn die Mittel und Wege dazu löblich sind, denn wer auf jüdische Weise oder durch Wegwerfung seiner sich Reichthum erwirbt, wird mit Verachtung bestraft. Der Charakter der Germanen ist liberal, und er erlaubt uns die Erwerbung des Reichthums nur deßwegen, damit wir unabhängig leben und handeln, und uns frey von dem Despotismus und der Noth der Zeit erhalten können. Die Liebe zum Gelde soll nichts an der Hoheit des germanischen Sinnes verderben, das ist der Grundsatz, nach welchen alle Bessere unter uns handeln und urtheilen. Daher billigen wir auch folgende Aeußerungen Gellerts ohne Ausnahme: „Wer mit Gefahr seiner Gesundheit und seines guten Namens nach Gütern strebt, der liebt das Vermögen zu sehr. Wer die rühmlichsten und heilsamsten Arbeiten unternimmt, alle Kräfte seines Verstandes noch so sehr bessert und anstrengt, die trefflichsten Werke der Wissenschaft oder Kunst der Welt mittheilt, aber bloß aus Begierde nach Reichthum, ist vor dem Gericht der Vernunft nichts edler bey

seinem Fleiß, als der geizige Handelsmann, der mit tausend Beschwerlichkeiten nach beyden Indien reist, bloß um reich zurück zu kommen. Sich die Erwerbung oder die Erhaltung seines Vermögens so angelegen seyn lassen, daß uns keine Zeit übrig bleibt, die Pflichten des Freundes, des Vaters, des Gatten zu erfüllen, ist offenbar unerlaubte Häuslichkeit. Für die Bedürfnisse des Körpers durch so vielen Fleiß sorgen, daß man ungeschickt wird, seinen Verstand und sein Herz zu bessern, oder daß man keine Zeit übrig behält, ist eine Geringschätzung der Seele und verräth Geiz.„

Für unsere bürgerlichen Verhältnisse sind übrigens folgende Lehren Fichte's *) ganz passend:

" Ich soll das Eigenthum des andern nicht zu meinem eignen Nutzen verwenden, durch Raub, Diebstahl, Betrug, listige Bevortheilung; welches alles auch schon wegen der Handelsweise dabey verboten ist; das erstere, als gewaltsamer Angriff auf Leib und Leben des Andern, die letztern als Falschheit und Lüge. Hier wird bloß auf die Materie der Handlung, bloß darauf gesehen, daß dadurch das Eigenthum des andern

---

*) System der Sittenlehre S. 394 bis 397.

entwendet wird. Es ist untersagt, weil dadurch die Freyheit des Beraubten beeinträchtigt wird. Er hat auf die fortdauernde Disposition über das entwendete gerechnet, und seine Maasregeln darauf genommen. Muß er dasselbe ganz entbehren, so wird sein Wirkungskreis, das Maas seines physischen Vermögens, und seine Kausalität dadurch verringert; muß er es sich wieder erwerben, so wird er im Laufe seines Wirkens wenigstens aufgehalten, und genöthigt zu thun, was er schon gethan hatte. — Zweytens ist die Beschädigung des Eigenthums des andern, geschehe sie absichtlich und aus bösem Willen, oder aus Unbedachtsamkeit, aus dem gleichen Grunde verboten, weil dadurch der freye Gebrauch des Eigenthums des andern, mithin seine Freyheit überhaupt, gehemmt wird. Endlich ist es verboten, den freien Gebrauch seines Eigenthums dem andern zu erschweren. — Ersatz des Entwendeten, des Verdorbenen, kurz jeder Beschädigung des andern bin ich stets schuldig. Ohne Ersatz ist keine Vergebung, d. h. keine Aussöhnung mit mir selbst. Der strenge Beweis ist folgender: Wer moralisch denkt, der will die Beschädigung des andern an seinem Eigenthum schlechterdings nicht. Nun dauert dieselbe in ihren Folgen fort, ehe der völlige Ersatz geleistet ist. So gewiß ich sonach zur moralischen Denkart zurückkehre, so ge-

wiß will ich die Folgen aufgehoben, und dadurch die Handlung vernichtet; und muß zu Folge dieses Willens nothwendig alles dazu thun, was in meinem Vermögen steht."

Daß es auch Pflicht sey, die Brauchbarkeit des Eigenthums Anderer zu vermehren, wie Fichte will, *) müssen wir dahin gestellt seyn lassen, denn es könnte uns sonst leicht zugemuthet werden, in der Welt Alles für Andere und nichts für uns thun. Wir werden wohl gern bereit seyn, dem Andern in der Verbesserung seines Eigenthums förderlich und nicht hinderlich zu seyn, aber zu weit darf die Moral mit dem Gebot der Dienstfertigkeit auch nicht gehen. Fichte verlangt ferner, daß wir das Eigenthum Anderer gegen jeden Angriff darauf, auch unaufgefordert, vertheidigen sollen, der Angriff geschehe nun durch Feuer und Wasser, oder durch Menschen, mit Gewalt oder durch Hinterlist und Betrug, und daß wir, wenn sich der Räuber wehrt, einen Kampf auf Leib und Leben beginnen sollen **). Hier hat Fichte offenbar dem Eigenthum einen Werth beygelegt, den wir ihm nicht beylegen können: wir wollen allerdings fremdes Eigenthum zu erhalten und zu schützen suchen, wenn

*) Sittenlehre S. 401.

**) Sittenlehre 416.

aber Lebensgefahr dabey zu besorgen ist, immer bedenken, daß ein Menschenleben für die Güter dieser Erde nicht so leicht aufgeopfert werden soll.

III. Von der Sorgfalt für die Gesundheit des Körpers und die Erhaltung des Lebens.

Der Trunk', meine Herren, ist ein uraltes Laster der Deutschen, denn schon Tacitus erzählt in dem zwey- und dreyundzwanzigsten Kapitel seines schon öfter angeführten Werkes davon. Freilich verschweigt er nicht, daß sich die Deutschen bey ihren Trinkgelagen über Aussöhnungen, über Krieg und Friede, über Heyrathen und Anführerwahlen berathschlagten, und nicht allein der Freude sondern auch der Aufrichtigkeit ihre Gemüther öffneten, und für alles Begeisternde sich hoch entflammen ließen, aber dennoch meynt er, man könne sie leichter durch Befriedigung ihrer Neigung zum Trunk als durch die Waffen besiegen. Der Trunk ist also, wie wir schon aus dieser Aeußerung des wackern Tacitus sehen, politisch schädlich: warum sollte er es nicht auch moralisch seyn? Freilich sagt ein berühmter Arzt, ich glaube es war Zimmermann, der Mensch müsse zuweilen etwas in sich stürmen, damit sein Organismus frisch angeregt werde, ähnlich der Natur, welche sich durch Stürme und Ungewitter frisch verjüngt, und wir wollen es in so fern

wohl erlauben, dann und wann bey einem Freudengelage des Guten ein wenig zu viel zu thun, aber im Ganzen wollen wir die Liebe zum Trunk nicht begünstigen, denn sie führt gar leicht einen Verfall unseres bürgerlichen Wohlstandes herbey, und untergräbt unsere Gesundheit. Viele Jünglinge verderben sich die Heiterkeit und das Wohlbehagen des Alters durch unmäßigen Trunk, wenn sie sich nicht gar einen frühzeitigen Tod zubereiten, und das Viehische ist immer auch häßlich.

Unsere Moral sagt daher mit Fichte *) allerdings: „Unternimm nichts, was deinem eigenen Bewußtseyn nach der Erhaltung deiner selbst Eintrag thun könnte, sondern thue Alles, was deiner besten Ueberzeugung nach diese Erhaltung deiner selbst befördert," aber wir werden uns sehr wohl hüten, zu sehr ins Einzelne zu gehen, und besondere diätetische Vorschriften zu entwerfen. Die Gewohnheit macht irgend eine Lebensart dem Einen zuträglich und dem Andern schädlich, ohne daß sich darüber eine allgemeine Vorschrift ertheilen läßt: wer will vollends Lebensarten verwerfen, die viele Generationen hindurch üblich gewesen, und so in den Organismus gleichsam eingebürgert sind? Unsere alt-

*) S. 350 der Sittenlehre.

deutschen Vorfahren, die im Kriege höchst thätig und rastlos, im Frieden aber faul und träg waren, saßen den ganzen Tag über am Feuer, und dennoch trugen sie im Freyen, selbst bey der größten Kälte, eine so winzige Bekleidung von Fellen, daß fast der größte Theil des Körpers nackt war. *) Ihnen schadete dies nichts, wer von uns aber vermöchte es ihnen hierinn gleich zu thun? Wir haben diese Lebensart verlernt, und wo nicht Allen, so möchte sie doch Vielen nachtheilig seyn. Der Genuß des Caffee's, des Tabacks, des Thees, der Gewürze war zwar unsern Vorfahren unbekannt, allein er ist schon seit mehreren Generationen bey uns eingebürgert, und somit ist auch unser Organismus dafür empfänglich: wie kann man im Ernst, wie Gellert, dagegen eifern? Derselbe empfielt die Milch als ein balsamisches Nahrungsmittel: mir z. B. sagt sie unvermischt gar nicht zu. O, geht mir mit euerer Milch-Moral!

Wir können daher nicht mit Fichte **) einverstanden seyn, wenn er Fasten, Unmäßigkeit und Unkeuschheit geradezu als der Gesundheit nachtheilig und somit als unmoralisch schildert, denn

*) Tacit. 17.

**) Sittenlehre S. 351.

sie würden ja dann moralisch werden, wenn man in irgend einem Falle darthun könnte, daß sie den Körper eher erhalten als geschwächt und vernichtet hätten. Wer weiß nicht, daß manche religiöse Schwärmer trotz ihres Fastens, und vielleicht gerade dadurch ein hohes Alter erreichten? Ist also das Fasten durchaus unmoralisch? Gab es hinwiederum nicht Fälle, wo sich Aerzte über die Unkeuschheit sehr leichtsinnig äußerten? Wollen wir nun die Unkeuschheit deßwegen als etwas Moralisches darstellen? Und zwischen Unmäßigkeit und Unmäßigkeit ist wohl ein sehr relativer Unterschied, so daß man über ihre Immoralität in Allgemeinem so leicht nicht absprechen kann.

Der Philosoph hat also immer Unrecht, wenn er sich auf das Gebiet der Medicin begibt, und, einem Handwerkspfuscher gleich, diätetische Regeln ertheilt. Hat man selbst einem Hufeland es übel genommen, daß er von der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, ein ganzes Buch schrieb, wieviel mehr muß man nicht einem Philosophen Versuche der Art übel nehmen! Beobachtung unserer selbst, Studium der Naturwissenschaften, oder, in deren Ermangelung, die Belehrung eines Arztes von gesunder Urtheilskraft, sagen jedem von uns bald, was

für ihn schädlich sey und was nicht. Wir wollen also nicht so, wie Gellert, von dem Verhalten in Ansehung der Luft, der Speisen, der Getränke, des Schlafs, der Leibesbewegung und der Leidenschaften sprechen. Wie kann man von der Moral aus befehlen: „fliehe den Aufruhr der Leidenschaften; der Zorn, die Furcht, selbst die heftige Freude, das Feuer der Ehrbegierde, der Rache, des Neides, hat viele in Krankheiten und in das Grab gestürzt, die lange das Leben genießen sollten.“ Steht es denn in meiner Gewalt, mich zu verlieben oder nicht? soll der moralische Mensch sich über Schlechtigkeiten und Bosheiten Anderer nicht erzürnen? — O, wie schwach war Gellert als Psycholog, wie wenig kannte er das Leben und die Menschen! Nur dem, was er über die Festigkeit des Körpers sagt, werden wir unseren Beyfall nicht vorenthalten können.

„Gleichfalls kann man gesund seyn, ohne darum einen festen und dauerhaften Körper zu haben; aber diese Festigkeit desselben ist selbst eine Stütze der Gesundheit und oft eine noth-nothwendige Eigenschaft zu den Geschäften des Lebens; daher ist die Sorge für ihre Erlangung und Bewahrung auch eine Pflicht. Niemand weiß mit Gewißheit, wozu er in der Welt berufen sey, und ob ihn nicht sein Stand nöthigen

werde, harte und ermüdende Arbeiten zu übernehmen, sich der Gewalt der Witterung, der Wärme und Kälte auszusetzen, schwere Reisen zu thun, und ihre Unbequemlichkeiten zu ertragen, im Felde zu dienen und oft mit dem Hunger und Durste, mit dem Schlafe und dem Ungemache des Wetters zugleich zu streiten. Da dieses Niemand sicher weiß, da viele Geschäfte ohne einen dauerhaften Körper gar nicht, viele nicht glücklich besorgt werden können; da Niemand von den Beschwerden des Lebens frey bleiben kann: so haben wir einen festen abgehärteten Körper für ein Glück, die Weichlichkeit desselben hingegen für ein Unglück zu achten. Wir sind daher besonders in der Jugend verbunden, diese Weichlichkeit zu fliehen. Dieses geschieht, wenn wir uns die Vergnügungen und Gemächlichkeiten des Lebens nicht nothwendig machen, uns nicht ängstlich an besondere Speisen und Getränke gewöhnen, stufenweise unsern Hunger mit allen, auch harten Speisen stillen, und unsern Durst am liebsten mit Wasser löschen, den Körper weder zu warm noch zu leicht bekleiden, vor der rauhen Luft nicht zitternd fliehen, und auch im heißen Sommer uns anstrengen lernen. Alle Leibesübungen härten den Körper ab und machen ihn unser. Dieses wußten die Alten, und ihre Kin-

der bekamen eine eben so dauerhafte Leibesbeschaffenheit, als sie selbst hatten. Sich an keine Stunde sclavisch binden und zuweilen von der Ordnung glücklich abweichen; den Schlaf unterbrechen, so süß er auch seyn mag; frühzeitig auch auf einem harten Lager sanft schlafen lernen; oft sein eigener Bedienter seyn, auch wenn wir zehen derselben um uns haben; kleine Reisen zu Fuße thun, auch wenn wir fahren könnten; sich frühzeitig an frische Bäder gewöhnen; alles dieses mit Vorsicht und von den ersten Jahren an versucht, befördert die Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers. Warum übertrift uns der Landmann an diesen glücklichen Eigenschaften, als weil er ohne Verzärtelung in Bewegung und freyer Luft, bey einfachen und leicht zu habenden Speisen, ohne warme oder hitzige Getränke erzogen und als ein Kind schon arbeitsam und dauerhaft geworden ist? — Wer die Festigkeit seines Körpers fühlt, wird den Gefahren besser trotzen; und Gefahren stehen uns oft bevor. Wer hart gewöhnt ist, wird die Beschwerlichkeiten des Mangels und der Armuth gelassener ertragen; und Niemand weiß sein künftiges Schicksal. Er wird weniger Krankheiten unterworfen seyn, wenn er die Veränderung der Luft, der Speisen und des Getränkes, des Landes und des Wassers, wenig an seinem Körper fühlt. Und so wahr es ist,

LBC

daß durch eine Bewegung und Anstrengung ohne Rast unser Körper, gleich dem Eisen, abgerieben wird: so wahr ist auch, daß die Unthätigkeit hingegen die Stärke unsers Körpers verzehrt, wie der Rost das Eisen."

Lassen Sie uns aber auch noch einige Blicke in die fichtesche Sittenlehre thun. Hier heißt es Seite 360 und folgende: „Soll ich mich ernähren, und mein leibliches Wohlseyn befördern, so muß ich im Besitz der Mittel dazu seyn. Also — ich muß ordentlich haushalten, sparen, überhaupt in meinen Vermögensumständen Ordnung und Regelmäßigkeit haben. Wer durch eigene Schuld seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten kann, ist strafbar. In Absicht des Geistes ist es positive Pflicht, denselben anhaltend, aber regelmäßig zu üben und zu beschäftigen; es versteht sich, so viel es die besondern Pflichten seines Standes erlauben. Es gehören hieher die ästhetischen Vergnügungen, die schönen Künste, deren mäßiger und zweckmäßiger Gebrauch Leib und Seele ermuntert und zu Anstrengungen stärkt." Gegen das Erstere wird niemand etwas einwenden; was aber die ästhetischen Vergnügungen betrift, so fragt es sich, ob ausser der Musik, dem Tanz, dem Anschauen von Gemählden und Statüen, dem Besuch des Theaters auch das Spiel hieher zu rechnen sey. Ich meines Theils sage ganz

unbedingt ja. Der Genuß, den mir ein Abend am Spieltisch gewährt, ist allerdings ästhetisch; zwar bin ich dem Zufall in der Kartenvertheilung ausgesezt, aber ich kann doch darauf sinnen, ihn durch mein Geschick so gut als möglich zu benutzen, und die Plane meiner Gegner zu vereiteln, und das ist allerdings eine geistige, oder bestimmter gesagt, ästhetische Beschäftigung. Hierzu gehören aber aufrichtige, harmlose Mitspieler, denn wenn derjenige, dem das Spiel nichts weiter als Unterhaltung ist, unter verzweiflungsvolle, oder lauernde und habsüchtige, auch wohl betriegende Spieler geräth, so wird ihm das Spiel bald zum Abscheu. So wenig es erlaubt und lobenswerth ist, aus bloßer Gewinnsucht zu spielen, denn alsdann verliert das Spiel seine Bestimmung, eben so wenig ist es erlaubt zu spielen, wenn der mich möglicher Weise treffende Verlust für meine Vermögensumstände zu bedeutend ist. Diejenigen Moralisten, welche das Spiel unbedingt verwerfen, kennen das Leben nicht, und wenn sie die geistvollen Unterhaltungen bedauern, welche für die Spieler verloren gehen, so scheinen sie wenig in die große Welt gekommen zu seyn, wo Spieltische ein nothwendiges Mittel sind, der langen Weile oder albernen Gesprächen zu entgehen. In manchen Gesellschaften, wo mir nicht wohl wird,

bin ich herzlich froh, wenn ich geschwind an den Spieltisch kommen kann, ob ich gleichwohl kein so leidenschaftlicher Spieler bin, wie unsere Vorfahren, die, wenn sie Alles verloren hatten, auf den lezten Wurf noch ihre Freyheit sezten, und mißglückte er, sich geduldig von ihrem Gegner binden und als Sclaven in das Ausland verkaufen ließen. *)

Unstreitig gehören auch einige Bemerkungen über den Selbstmord hieher. Ich und Sie, wir alle sind wohl zu lebenslustig, als daß wir uns durch eigene Hand aus der Welt hinaussenden möchten, und in so fern könnten wir ganz wohl diesen Punct mit Stillschweigen übergehen. Aber häufig wird im Leben über den Selbstmord geurtheilt, und so können wir doch einiger Betrachtungen darüber nicht überhoben seyn. Und da muß ich Ihnen offen bekennen, daß schon derjenige Bauer, der sich scheut, einen Erhenkten abzuschneiden, um ihn in das Leben zurück zu rufen, die schönste Verwerfung des Selbstmords ausspricht, eine Verwerfung, der man ehren sollte, obgleich unsere verkehrte Cultur anderen Sinnes ist, denn ein Mensch, der sich selbst mordet, hat ja die größte Verachtung

---

*) Tacit. 24.

über seine Mitbürger ausgesprochen, oder doch durch seine That gezeigt, daß er an ihnen allen verzweifelte, und somit verdient er also nicht, daß man ihn wieder in das Leben zurückruft. Nur allein da, wo der schwärmerische Begriff der Germanen von Ehre oder die Begeisterung der Liebe Veranlassung zu Selbstmorden giebt, wollen wir die Opfer desselben bemitleiden, und als unserer Nationalität gefallene Opfer nicht verachten. Ueberhaupt aber wollen wir mit Beurtheilungen des Selbstmordes nicht zu lieblos seyn, weil wir in vielen Fällen nicht wissen können, wieviel eine kränkliche, eine melancholische Constitution des Körpers Antheil an der That hatte.

Die Beurtheilung des Selbstmordes in geschichtlicher Hinsicht ist sehr schwierig, und ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath, sich hier nicht zu vorlaut zu äussern. Wer vermöchte z. B. ganz zu widerlegen, daß der Weltgeist auch über die Gräber solcher Selbstmörder, wie Cato, Brutus und viele edle Römer der spätern Zeit waren, hinüber schreiten mußte, damit der Leichenzug der römischen Kaiser, wie Jean Paul sagt, den republikanisch-kriegerischen Sinn der Römer zu Grabe begleiten konnte, auf daß die Weltgeschichte durch die germanischen Völker eine erfreulichere Wendung bekommen möchte?

Von dem großen Naturplan, welcher dem römischen Eroberungsgeist zu Grund lag, und in seiner vollständigen Entwickelung den allgemeinen Völkerbund und den universellen Staat herbeyführen muß, sind wir wohl alle nicht überzeugt. *)

Fichte bemerkt, Einige hätten die Selbstmörder der Feigheit bezüchtigt, Andere ihren Muth erhoben. Der Entschluß zu sterben sey zwar die reinste Darstellung der Oberherschaft des Begriffs über die Natur, in welcher nur der Trieb liege sich zu erhalten, und in so fern ein Beweis von Seelenstärke: aber es erfordere doch noch eine weit höhere Seelenstärke, um ein Leben zu erhalten, das uns nichts als Leiden erwarten läßt, und das man an sich für nichts achtet. Ist dort Oberherrschaft des Begriffs über die Natur, sagt er, so ist hier Oberherrschaft des Begriffs selbst über den Begriff; ist jenes der Triumph des Gedankens, so ist dieses der Triumph seines Gesetzes, die reinste Darstellung der Moralität, denn es kann von dem Menschen nichts Höheres gefordert werden, als daß er ein ihm unerträglich gewordenes Leben ertrage. **)

---

*) Man sehe meine Grundzüge und Kritik ꝛc. S. 210 und ff., wo diese Behauptungen der Naturphilosophie angeführt sind.

**) Sittenlehre S. 353 u. ff.

Wir wollen diese Ansichten gern gelten lassen, und nur bemerken, daß der Selbstmord gar vielerley Beweggründe haben kann. So erzählt z. B. Callimachus in seinem zweyundzwanzigsten Epigramm von einer Jungfrau, die sich aus Sehnsucht nach ihrem verstorbenen Bruder entleibte, und in dem vierundzwanzigsten von einem gewissen Kleombrotus, der sich von der Mauer herab in das Meer stürzte, weil ihn Platon's Phädon mit schwärmerischen Ideen von dem Leben nach dem Tod erfüllt hatte, ein Selbstmord, worüber schon die Kirchenväter starke Urtheile aussprachen *). So gibt uns auch Cicero **) von einer Verfügung des Königs Patolemeus Nachricht, durch welche dem Philosophen Hegesias öffentliche Vorträge über Tod und Leben verboten wurden, indem derselbe den Tod so reizend geschildert hatte, daß viele seiner Zuhörer Selbstmörder wurden. — Welche Gewalt Werther's Leiden an manchen Gemüthern ausübten, wissen wir, und so müssen wir es, wie König Ptolemäus, für eine Aufgabe der Politik halten, wegen Veranlassung zum Selbstmord die geeigneten Maasregeln zu ergreifen.

---

*) Man sehe die Noten von Spanheim's Callimachus bey diesen Stellen.

**) Tuscul quaest. I. 34.

IV. Von der Unverlezlichkeit und der Erhaltung der Person.

Durch unsere Person sind wir das, was wir sind, und es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß wir uns ihre unmittelbare Erhaltung sollen angelegen seyn lassen; diese Persönlichkeit muß aber auch einen gewissen freyen Spielraum haben, wenn durch sie moralisch gewirkt werden soll.

Um mit Lezterem zu beginnen, so finden wir bey Tacitus*), daß die alten Deutschen ihre Persönlichkeit so hoch achteten, daß es nur die Priester wagen durften, jemanden zu strafen, zu verhaften und zu schlagen, gleichsam als ob Thätlichkeiten der Art nur auf Gottes Befehl verübt werden dürften. Dieses feine Gefühl persönlicher Heiligkeit, das wir weder bey den Griechen noch bey den Römern bemerken, ging freilich im Verlauf der Geschichte in seiner Allgemeinheit verloren, indem es sich der Adel ausschließlich zueignete, aber es wird wohl der Moral erlaubt seyn, die Allgemeinheit desselben zu reclamiren, so

*) VII. Ceterum neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus permissum: non quasi in poenam nec ducis jussu, sed velut Deo imperante.

wie es bereits von der Tages-Politik reclamirt worden ist. Die Moral lehrt allgemeine Menschenliebe, und wie hoch der Eine seine Persönlichkeit anschlägt, soll er dem Andern auch zu thun erlauben. Man wird kein System der Politik aufstellen können, das einen physischen Unterschied der Menschen erweist, nach welchem eine verschiedene Behandlung der Persönlichkeit im Staate gerechtfertigt wird. Es hat also Fichte ganz Recht, wenn er S. 371 und folgende seiner Sittenlehre behauptet: „Jeder menschliche Leib ist für den moralisch gesinnten ein Werkzeug zur Realisirung des Sittengesetzes in der Sinnenwelt. Aber das kann er nur unter der Bedingung seyn, daß er frey, ganz und bloß abhängig von dem freyen Willen der Person bleibe. Ich darf also nicht durch physischen Zwang, Schläge, Stöße, Hunger, Entziehung der Freyheit oder Gefängniß den Willen einer Person zu bewegen suchen: nur durch Vernunftgründe, und schlechthin durch kein anderes Mittel darf ich auf sie einfließen." Daß Verbrecher eine Ausnahme machen, versteht sich von selbst, so wie daß diese Behauptungen zu modificiren das Geschäft der Erziehung ist. Uebrigens gehört die weitere Ausführung dieses Punctes in die Politik, weil man es für einen gültigen Satz dieser Wissenschaft zu halten scheint, daß gewisser Geschlechter Persönlichkeit gleichsam

heilig geachtet werden müsse, damit vor dem Regenten desto heiligere Scheu bestehe.

Fichte sagt ferner: Ich darf schlechthin nie mit Vorsatz tödten. Davon sind wir in dem Verhältniß der Privatpersonen ganz überzeugt, denn was würde aus der Welt werden, wenn Einer den Andern ohne alle Umstände todt schlagen dürfte? Dafür erlauben wir aber der Obrigkeit, gewisse Verbrecher mit dem Tod zu bestrafen, weil die von ihnen beleidigte Menschheit nicht anders versöhnt werden kann: welche Verbrechen jedoch todeswürdig sind, darüber gehört der Politik die Untersuchung zu. Die Tödtung der Feinde im Kriege wird von uns ebenfalls nicht für unmoralisch gehalten. Die Völker der alten Welt führten den Krieg gar zu gern als Vertilgungskrieg: wieviel Fälle der Art finden wir z. B. nicht von Cäsar ganz unbefangen erzählt? Man erinnere sich nur an die Vertilgung der Eburonen, von welcher er im vierunddreyßigsten Kapitel des sechsten Buches seiner Commentarien spricht.*) Durch die germanischen Nationen bekam der Krieg im Fortgang der Zeit eine andere

*) Man bedenke nur die Ausdrücke: si negotium confici, stirpemque sceleratorum hominum interfici vellet; ferner ut pro tali facinore stirps ac nomen civitatis tollatur,

Gestaltung, indem er mehr des Sieges wegen geführt, und dabey die gänzliche Aufreibung der Feinde seltener beabsichtigt wurde. Die feindliche Nation im Ganzen bestehen zu lassen, aber ihre bewaffneten Mitglieder zu tödten oder auch wehrlos zu machen und zu fangen, und die Gefangenen ehrenvoll zu behandeln, dies befielt das heutige germanische Kriegsrecht. Da die Politik für die Moral hier den Ton angibt, so haben auch alle Moralisten die Tödtung der Feinde im Krieg erlaubt, keiner aber aus sonderbarern Gründen als Fichte, der S. 375 seiner Sittenlehre Folgendes äussert:

"Der Zweck des Krieges ist keineswegs die Tödtung der Bürger des bekriegten Staats. Sein Zweck ist lediglich der, den Feind zu verjagen oder zu entwafnen, den bekriegten Staat dadurch wehrlos zu machen, und ihn zu nöthigen, in ein rechtliches Verhältniß mit unserm Staate zu treten. Im Handgemenge tödtet etwa der Einzelne den Feind, nicht um ihn zu tödten, sondern um sein eigenes Leben gegen ihn zu vertheidigen; und dies thut er nicht zufolge eines ihm vom Staate übertragenen Rechts, zu tödten, welches der leztere selbst nicht hat, sondern zufolge seiner eignen Pflicht der Selbstvertheidigung." Ohne Zweifel regte sich etwas germanische Nationalität bey Fichte, als er diese Theo-

rie entwarf, aber sie wurde nicht ganz frey, und so entstand die verschraubte Ansicht eines Gegenstandes, der für uns Germanen so wichtig ist. Meine Ansicht der Sache ist nemlich folgende:

Dem kriegerischen Geist der deutschen Stämme verdanken wir den Sturz des römischen Reichs, jener gewaltigen Universalmonarchie, welche auf die sclavische Unterjochung der ganzen Welt hinarbeitete. Dadurch wurde germanische Nationalität in Europa herrschend, und dieser Herrschaft muß vorzüglich der Fortschritt der Menschheit zum Bessern beygemessen werden. Wenn auch der ästhetische Sinn der Griechen und Römer vielleicht einzig in der Weltgeschichte war, so wird doch niemand im Ernst behaupten, daß aus der griechischen und römischen Nationalität der so erfreuliche jetzige Zustand von Europa hätte hervorgehen können, denn obgleich der Vandalismus fast allen germanischen Stämmen zum Tadel angerechnet wird, so gingen doch aus diesen barbarischen Stämmen freye Verfassungen hervor, und heilige Kriege führten sie, wie sie von Griechen und Römern nie aus so edlen Zwecken geführt wurden. Da ferner, wie wir in unsern Tagen sahen, gewaltige Anregungen des Zeitgeistes immer die Folgen sowohl als Ursachen von Kriegen bey diesen Stämmen sind, auch der Krieg von jeher das Element der Germanen war,

so wollen wir von der Moral aus den Krieg weder verdammen noch ihm eine andere Theorie geben, als er bisher bey diesen Stämmen hatte. Wir wollen vielmehr suchen, den kriegerischen Sinn unseres Volkes zu erhalten, und jene ferne Epoche der Nachwelt beklagen, wo er entweder einschlummert oder ganz verschwindet. Ohne absichtliche Tödtung der Feinde ist aber kein Krieg möglich, und man muß auch immer bedenken, daß der auf dem Studierzimmer ruhig sizzende Philosoph, wie z. B. Fichte, kein competenter, Richter für jenen überspannten Zustand ist, in welchen das Gebrüll und Geheul der Schlacht und der stets sichtbar und unsichtbar würgende Tod die muthige Seele hinhebt. Von dem Standpunct der Moral aus wollen wir also das bisherige europäische Kriegsrecht fortbestehen lassen. Denjenigen, welche etwa von dem Einfluß der christlichen Religion auf das germanische Kriegsrecht sprechen möchten, geben wir zu bedenken, das die slavischen Völker ihr jetziges milderes Kriegsrecht nicht der christlichen Religion sondern dem Vorbild der Germanen zu verdanken haben. —

Bey Fichte heißt es weiter;

„Die Disposition des Sittengesetzes in Absicht der Leiber vernünftiger Wesen ausser uns positiv und als gebot Gedacht, enthält folgen-

des. Die Gesundheit, Stärke, und Erhaltung des Leibes und Lebens anderer soll uns Zweck seyn; wir sollen so viel in unsern Kräften steht, diese Erhaltung nicht nur nicht hindern, sondern sie befördern, gerade in dem Grade, wie wir die Erhaltung unserer eigenen Leiber befördern. Es ist nicht gesagt, daß ich nichts thun und treiben und suchen soll, als Gelegenheit, jemandes Gesundheit und Leben zu retten, wenn dies nicht etwa mein besonderer Beruf ist. Aber sobald jemand in Gefahr ist, soll ich schlechterdings ihm beystehen, selbst mit Gefahr meines eigenen Lebens; die Gefahr komme von vernunftloser physischer Naturgewalt, oder sie komme von dem Angriffe vernünftiger Wesen. Es soll hier gar nicht, wie einige Moralisten meinen, erst calculirt werden, wessen Leben mehr Werth habe, an wessen Erhaltung mehr gelegen sey. Vor dem Sittengesetze ist Menschenleben überhaupt von gleichem Werth; sobald Eins gefährdet ist, haben alle übrigen, wer sie auch seyen, nicht mehr das Recht sicher zu seyn, bis es gerettet ist.„

Damit ist die Welt wie wir nicht ganz einverstanden. Allerdings sollen wir das Leben und die Gesundheit Anderer zu erhalten und zu befördern suchen, aber immer nur unter der Bedin-

gung, daß wir dabey dem Tode nicht geradezu in den Rachen laufen, oder sonst nicht gewissenlos handeln. Ich bin ein Thor, wenn ich, der ich nicht schwimmen kann, dem Ertrinkenden in das tiefe Wasser nachspringe, um ihn zu retten, und dabey selbst ertrinke; ich bin gewissenlos, wenn ich bey großen Ueberfluthungen und Eisgängen mich auf einen schwanken Kahn wage, um Ertrinkende zu retten, und so meine arme Familie in Gefahr bringe, ihren Erhalter zu verlieren. Und so gibt es viele Fälle, wo die Theorie des Lebens richtiger ist, als die der Schule.

V. Von der Sorge für die Wohlanständigkeit und äußerliche Sittsamkeit.

Unter dieser Ueberschrift finden Sie, meine Herren, eine Vorlesung bey Gellert, die ihrem Gehalt und Endzweck nach sehr beyfallswürdig ist, und mich veranlaßt, auch Einiges der Art Ihnen vorzutragen, denn der Gegenstand ist nur eine andere Seite der Persönlichkeit.

Bey einer Vergleichung der verschiedenen Nationen der Welt machen wir bald die Bemerkung, daß sich die germanischen Stämme durch eine grose Reinlichkeit an ihrem Körper und in ihrem Hauswesen auszeichnen. Wir bemerken ferner, daß der unruhige Charakter dieser Stämme die Veränderung außerordentlich liebt, und in den Formen der Gebäude, Geräthschaften und Kleider unaufhörlich wechselt. Außerdem haben diese Stämme gewisse Manieren des Benehmens und Formen des Umgangs, worauf sie viel Werth legen, und eine ganze Liste von Natürlichkeiten, die öffentlich nicht erlaubt sind. *)

---

*) Zur vollständigen Einsicht in das hier Gesagte dient vielleicht bey Manchem die Bemerkung, daß in Europa

Wenn dieses Hauptzüge des germanischen Charakters sind, so werden Sie gar nicht daran zweifeln,

---

die zwey Hauptvölker die Germanen und Slaven sind, nach welchen erst Türken, Griechen und Juden aufgezählt werden können. Zu den Slaven gehören bekanntlich die Russen, Letten, Pohlen, Servier, Bosnier, Sclavonier, Croaten, Wallachen u. s. w. so wie viele untermischte slavische Stämme in Nord- und Süddeutschland. Die germanischen Stämme sind nun entweder ganz rein, wie in Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Holland, und einem Theil der Schweiz, oder gemischt wie in England, Frankreich dem andern Theil der Schweiz, Spanien, Portugall, Italien. Am meisten Aechtdeutsches haben unter den Lezteren die Engländer und Spanier, weniger aber die Franzosen und Italiener. Der germanische Charakter der Engländer ist längst bemerkt worden, und von den Spaniern sagt ein deutscher Prinz, der bey und mit ihnen focht: — —„ dem allen ohngeachtet findet man in Spanien noch sehr viel Gothisches, Altächtdeutsches. Ihre eiserne Beharrlichkeit ist den lateinischen Völkern nicht eigen: sie ist von germanischer Herkunft und die Stütze der spanischen Freiheit. — Es lebe Deutschland! — Täglich fühle ich mehr die Vorzüge unserer Nation vor allen übrigen und werde immer stolzer, ein Deutscher zu seyn."

Siehe Seite 336 der Schrift: Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer rit-

daß auch wir gehalten sind, diese Züge in uns aufzunehmen und für unsern Theil mit darzustellen. Es liegt uns also die Pflicht ob, den Charakter unserer Nation in dieser Hinsicht zu studiren, oder uns von Andern darstellen zu lassen: Lezteres ist bereits öfter versucht worden, denn die Pädagogen haben nicht unterlassen, uns mit dem höflichen Schüler, dem Sittenbüchlein, der Anstandslehre und andern Werken der Art zu versehen. Unsere Moral kann diesen Gegenstand zwar nicht in allen seinen Einzelnheiten ergreifen, aber doch glaubt sie verbunden zu seyn, im Allgemeinen Mehreres zu berühren.

Was zuvörderst die Reinlichkeit betrift, so wollen wir dieses schöne Erbtheil unserer Vorfahren heilig achten, und nie vergessen, daß die Anmuth des Lebens in allen Beziehungen gar sehr dadurch befördert wird. „Es ist ein sicheres Kennzeichen, daß man sich wenig liebt, wenn

---

terlich gefallenen Prinzen. Frankfurt 1814. Unter den lateinischen Völkern versteht der Prinz wohl die gemischten germanischen Völker, in deren Sprachen das Lateinische oder Römische stark vermengt ist. — Was indessen die Reinlichkeit betrifft, so findet sie sich am schönsten unter den rein-germanischen Völkern, und bekanntlich vorzüglich bey den Holländern; die Etiquete ist mehr spanisch, die Modesucht mehr französisch.

man die Reinlichkeit nicht liebt; ja es ist eine Art von Aufforderung, daß uns Andere verachten sollen, weil wir uns selbst nicht achten, und daß sie uns durch Geringschätzung bestrafen sollen, weil wir unverschämt genug sind, ihren rechtmäßigen Eckel aufzubringen," sagt Gellert. In Rücksicht auf Mode wollen wir nie Sonderlinge seyn, die sich durchaus anders kleiden, als ihre Mitbürger; wir wollen aber auch keine Gecken seyn, die alles Verdienst in den neuesten Moden suchen: wir werden uns immer bestreben, gleichen Schritt mit dem größern vernünftigern Theil der Nation zu halten. Die Formen des Umgangs werden wir nie geflissentlich verletzen, denn auch sie befördern die Armuth desselben; wir werden sie vielmehr uns eigen zu machen suchen, wenn wir darinn unerfahren sind, und bedenken, daß besonders das Wesen der höhern Stände durchaus eine gewisse Etiquette*) mit sich bringt. Den Anstand der Person, die Feinheit des Benehmens und Betragens, welche die Cultur unsers Zeitalters erfordert, werden wir nie vernachlässigen. In Hinsicht auf Natürlichkeiten werden wir ebenfalls den Forderungen unserer gebildeteren Mitbürger entsprechen, und uns freuen, daß wir in diesem Punct den als so

---

*) Nach Campe Hofsitte, Hofgebrauch.

feinfühlend berühmten Griechen weit zuvorkommen, bey denen sich der Cynismus in seiner ganzen Roheit zeigen durfte.*)

Gellert geht in seiner Vorlesung fast ganz in die Aesthetik des Lebens über, und empfielt auch noch Anstand in den Bewegungen und Stellungen des Körpers, und einen guten Ton der Stimme, und räth daher Leibesübungen, Fechten, Reiten, Tanzen und — auch Zeichnen an, weil auch Lezteres den Sinn des Schicklichen und Harmonischen mit ausbildet. Im Allgemeinen müssen wir seinen Aeußerungen zustimmen, wiewohl wir nicht verhehlen können, daß es immer von unserem Zeitalter und dann auch wieder von unserem Stand abhängt, wie viel wir uns in dieser Aesthetik ausbilden dürfen: so liebt z. B. unser Zeitalter das Tanzmeistermäßige, das Komödiantenartige in dem Gang, in der Stellung, Haltung und Bewegung des Körpers, in dem Ausdruck der Stimme und den sie begleitenden Gebehrden nicht, wohl aber das Kühne, Gebietende, Soldatische und fast Rauhe, und jeder Stand stellt dieses auf seine eigene Weise dar. Es ist also Pflicht für uns, den Ansichten unserer Landsleute auch hierinn zu huldigen, um so mehr,

*) Man lese z. B. die Artikel Metrokles und Hipparchia bey Diogenes von Laerte 6, 6 und 7.

als dadurch der altdeutsche Charakter wieder hergestellt wird. Daher wollen wir auch mit Gellert weiter nicht über die Mittel nachdenken, wie wir unsern Gesichtern das einfältige Aussehen benehmen und Reiz in dieselben legen können, sondern ihn nur von den guten Folgen des Anstandes in folgender Stelle reden lassen:

„Wie viel glücklicher würden wir mit unsern höhern Gaben seyn, wenn wir die Pflichten der Wohlanständigkeit nicht oft für so gering hielten! Sie folgt uns in unser Amt und in unser Haus, in den freundschaftlichen Umgang und in die Scene der großen Welt. Ein guter Anstand erweckt Vertrauen. Der ausgebildete Körper empfiehlt sich, ohne daß wir daran denken. Die gute Miene spricht für uns, und unser Ton unterstützt sie. Man verwehrt uns oft den Zutritt zu unserm Glücke oder zur Bahn rühmlicher Unternehmungen, wenn wir unser äußerliches Betragen vernachlässigt haben. Man nimmt uns hingegen gern auf, und schätzt unsere Gaben desto höher, je weniger Mißfallendes, je mehr Richtigkeit wir in dem Aeußerlichen zeigen. Mancher Diener der Religion hätte den Weg zu dem Herzen eines Großen, das er zu gewinnen suchte, nicht verfehlt, wenn sein schlechter Anstand dem Großen nicht eine verächtliche Meynung von seiner Person beygebracht hätte. Er würde der

Tugend mehr Dienste in großen Gesellschaften leisten können, wenn er bey seiner gründlichen Gelehrsamkeit und bey seinem frommen Herzen nicht vergessen hätte, daß die Art, unsern Körper zu tragen, uns lächerlich oder geringschätzig machen könne; daß die ekle Welt uns die Pflicht auflege, ihr nicht zu mißfallen und nicht von dem eingeführten Wohlstande abzuweichen. Ein ängstliches Wesen erfüllt den Andern, der mit uns zu thun hat, mit eben dem Zwang, den wir fühlen, und hält ihn von uns zurück. Viele Belesenheit, viel Weisheit, viel gute Absicht, dabey aber ein bäuerischer Anstand, eine pedantische Miene, ein rauher Ton, richten in Gesellschaften wenig aus. Die öffentlichen Verrichtungen unserer Aemter leiden oft erstaunend, so geschickt wir auch dazu sind, bloß weil wir keine Leute von Lebensart sind. Das Uebertriebene im Anstande, das Kostbare und Gezwungene verkündiget unsere Eitelkeit, oder den Mangel des Geschmacks und der Kenntniß der Welt, und sollten die Verrichtungen unserer Aemter nichts dabey verlieren, wenn wir eine geringe Meynung bey Andern von uns erwecken? Hat nicht mancher gelehrte Schulmann den Nutzen seiner Geschicklichkeit und seines Fleißes gehindert, weil er komische Gebehrden und Stellungen angenommen, die ihn bey seinen Schülern lächerlich machten? Dieses wie-

verfährt uns nicht allein in unserm Aemtern, sondern im Hausstande und in allen Verhältnissen des Lebens, wo es uns oft deswegen schwer oder unmöglich wird, Ansehen, Liebe, und Hochachtung zu behaupten, weil wir beschwerlich oder eckelhaft in dem Aeußerlichen sind. Es gehören große Verdienste dazu, angenommene Fehler des Körpers dadurch zu verhüllen, und Niemand darf die Pflichten gegen denselben für Kleinigkeiten halten, so lange wir Augen und Ohren haben, die das Regelmäßige als schön und das Unregelmäßige als unanständig zu empfinden von der Natur unterrichtet sind. Die Reinlichkeit des Körpers im häuslichen Leben scheint etwas Geringes zu seyn; und dennoch, wie oft mag die Vernachläßigung derselben bey beyden Geschlechtern die erste Quelle des Ueberdrußes und Eckels in der Ehe geworden seyn! Das Kleid, das unsern Körper bedeckt, ist freilich sein Werth nicht; aber gleichwohl ist es gewiß, daß eine altväterische Tracht, in der wir allein hervortreten, anstößig wird, und das Sonderbare oder Sorglose unsers Charakters verräth. Der schmutzige Rock eines Mannes, der einen bessern tragen könnte, ist wirklich eine Beleidigung für die Gesellschaft; und er sey noch so gelehrt, so gibt doch die Gelehrsamkeit keinen Schutzbrief der Unanständigkeit. Moden in Kleidern sind nichts; allein

wenn sie unschuldig sind, so müssen wir sie beob- achten; und es wird genug seyn, wenn wir we- der die Ersten noch die Lezten darinn sind, uns weder zu neu noch zu alt, weder zu gering noch zu kostbar kleiden, und den männlichen Wohl- stand nicht mit einem weichlichen und weibischen Puz verwechseln."

VI. Von der Ehre, dem guten Ruf und der Selbstachtung.

Die Ehre ist die günstige und gegründete Meynung der Anderen von unsern Verdiensten und Geschicklichkeiten, und von der Absicht, sie auf die beste und gemeinnützigste Art anzuwenden, sagt Gellert. Fichte behauptet dagegen Seite 421 seiner Sittenlehre: " Ehre und guter Ruf im moralischen Sinne ist die Meynung anderer von uns, daß es möglich sey, daß wir bey unsern Handlungen überhaupt, und insbesondere bey unserer Wechselwirkung mit ihnen, nichts beabsichtigen, als das Rechte und Gute. Diese Meynung soll jeder von jedem haben, denn jeder soll jeden für ein mögliches Werkzeug des Sittengesetzes halten, bis ihm fürs Gegenwärtige das Gegentheil erwiesen ist, ohngeachtet er auch dann die Hoffnung nicht aufgeben soll, daß in der Zukunft der Mensch diese Maxime sich machen könne. Durch diese Meynung anderer auf uns ist unser Einfluß auf sie bedingt, und es ist daher unsere Pflicht, sie zu erhalten und zu vertheidigen. — Entschiedene Gleichgültigkeit gegen alle übeln Gerüchte, die von uns ausgebracht worden sind, ist Gleichgültigkeit und Verachtung

gegen die Menschen, auf die wir doch wirken sollen; Gleichgültigkeit und Kälte gegen unsere moralische Bestimmung; und also eine sehr verwerfliche Denkart. Auf dem natürlichen Wege gegen die Urtheile anderer gleichgültig zu seyn, bedarf keiner sonderlichen Ueberwindung. Man darf die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, nur ein wenig näher ansehen, um auf ihre Urtheile eben keinen großen Werth zu setzen. Aber der moralische Mensch läßt diese Geringschätzung in sich schlechthin nicht aufkommen; er erblickt allenthalben an den Menschen mehr das, was sie seyn und werden sollen, als das, was sie wirklich sind, u. s. w."

Meiner Meynung nach ist die Ehre ein politischer Begriff, und hinwiederum kein kosmopolitischer, sondern ein sehr nationeller Begriff. Wir Männer erzeigen z. B. dem weiblichen Geschlecht im Umgang mehr Ehre als dem männlichen Geschlecht; der Adel hält sich wieder für ehrenwerther als die andern Stände; das Militär macht gleichfalls Ansprüche auf besondere Vorzüge und Ehre; der Staat stellt für seine Diener Rangordnungen auf, davon die höhern ebenfalls mehr Ehre verlangen als die unteren. Und worinn besteht nun die Ehre, die man in allen diesen Fällen den Geehrteren erzeigt? In gewissen Begrüßungen, in gewissen Formeln des Ausdrucks

und der Höflichkeitssprache überhaupt, in einer gewissen Demuth und Bescheidenheit, in Verzichtleistung auf gewisse Bequemlichkeiten und Genüsse in Gegenwart der geehrteren Personen (z. B. nicht zu sitzen, nicht Tabak zu rauchen u. s. w.), in gewissen Stellungen und Gebehrden, im Zurücktreten, in Vermeidung gewisser Trachten oder dieser und jener Art öffentlicher Erscheinung, kurz, in einer Menge von Kleinigkeiten, die der Jüngling mit vieler Mühe nach und nach im Umgang und durch Nachfragen erlernt. Diese Kleinigkeiten sind zwar nicht gesezlich geboten, aber durch das Herkommen geheiligt, und der Geringere muß sie dem Höheren ohne alle Widerrede erzeigen, halte er auch leztèren für noch so unmoralisch. Unsere Gesezgebung erlaubt übrigens nicht, daß wir einen unmoralischen Menschen öffentlich als solchen darstellen: blos der Staat kann ehrlos machen. In gewissen Ständen gelten ferner Geseze, deren Inhalt den sogenannten Ehrenpunct betrift. Derjenige Officier z. B., der sich von einem Civilisten thätlich beleidigen läßt, wird bey gewissen Armeen für ehrlos gehalten, denn seine Cameraden erklären öffentlich, nicht mehr mit ihm dienen zu wollen. Mehrere Stände sehen die Zweykämpfe für das einzige Mittel an, ihre Ehre zu bewahren, und der unmoralischeste Mensch ist hier der

geehrteste, wenn er sich nur beherzt und mit Glück zu schlagen weiß. Und so sind eine Menge sonderbarer Ideen von Ehre in unserer Nation *) lebendig und thätig, die zum Theil gar nichts mit dem Moralischen gemein haben, zum Theil ganz das Widerspiel des Moralischen sind: wir nehmen das Moralische nemlich so, wie es gewöhnlich, und z. B. selbst von Fichte aufgestellt wird.

Hier sehen wir nun nicht allein die Ohnmacht dieser gewöhnlichen Moralisten, sondern auch die Zwecklosigkeit ihres ganzen Thuns und Strebens ein, denn trotz ihrer frommen Lehren hat sich die Welt noch immer nicht belehrt, sondern sie handelt nach ihrem eigensinnigen Begriff von Ehre unaufhörlich fort. Es gehörte auch eine beyspiellose Revolution dazu, wenn diese Begriffe unserer Nation auf einmal praktisch umgestaltet werden sollten. Allerdings hat sich bereits viel Rohes und Wildes auch in dieser Hinsicht verlohren, und jeder moralische Mensch muß dahin arbeiten, daß sich noch mehr davon verliert, aber derjenige Moralist handelt immer unverständig, der die Ehre bloß in seinem Sinn moralisch nimmt, und den jungen

*) Man denke nur z. B. an die Begriffe der Handwerker von Ehre.

Leuten den Rath gibt, blindlings gegen die politischen Begriffe der Welt von Ehre loszustürmen. Diese Begriffe sind uns vielmehr achtbar, weil sie nationell sind, und so ihren Theils auch mit zum Bestehen und Gedeihen unserer Nation beygetragen haben; wir wollen sie nicht auf einmal ausrotten, sondern nur nach und nach mildern; wir wollen zwar niemanden seine politische Ehre rauben, aber herzlicher ihm diese Huldigungen darbringen, wenn er auch ein rechtlicher Mann ist; und so werden wir zum Gedeihen des Guten am meisten beytragen.

Uebrigens empfehle ich Ihrer Beachtung folgende Stelle des frommen Gellerts:

„Den Klugen und Rechtschaffenen gefallen wollen, ist für sich löblich. Ihr Beyfall vergnügt und stärkt die Seele zu neuen guten Unternehmungen. In dieser Hinsicht ist das Gerücht köstlicher, denn großer Reichthum, und Gunst besser den Silber und Gold *). Den Beyfall der Rechtschaffenen in einem Maaße verlangen, in welchem wir ihn nach unserer eigenen Ueberzeugung nicht verdienen, ist Begehrlichkeit und Geiz. Die gute Meynung der Verständigen begehren, ohne Verdienste zu

*) Sprüchw. Sal. 22, 1.

zu haben, oder ohne dieselben gehörig zu suchen, ist mehr als Eitelkeit, ist die Lüge eines elenden Herzens. Eben daher wacht ein Mann von kleinen Verdiensten so ängstlich für seine Ehre, weil er weiß, daß sein Anspruch darauf schlecht gegründet ist. Die Achtung der Andern durch zufällige Güter, durch Reichthum, Geburt, Stand und Pracht, durch das Kleid und andere Kostbarkeiten suchen, ist sinnlicher Ehrgeiz, und der Tribut des Beyfalls, den wir durch diese Vorzüge von Andern erhalten, ist das Almosen des Pöbels, der gern das Glänzende mit den Verdiensten vermengt, weil Verdienste oft im Glanze erscheinen *). Seinen Ehrgeiz in freywilligen Geschenken der körperlichen Natur, in Schönheit und Stärke setzen, heißt als Bildsäule dieselbe Bewunderung verlangen, die der Hand des Künstlers gehört. In dem äusserlichen Anstande und in gefälligen Sitten seine Ehre allein suchen, ist der Ehrtrieb kleiner Seelen. Sie hingegen durch Gaben des Geistes, durch angenehme oder nützliche Werke der Kunst und des Witzes suchen, ist eine rühmliche Ehrbegierde. Und seine Ehre in einem guten Gewissen, durch eine willige und sorgfältige Beobachtung aller seiner Pflichten aus Unterwerfung gegen Gott, und in dessen Bey-

*) Youngs Nachtgedanken.

falle suchen, in einer wahren Niedrigkeit und Demuth des Herzens gegen ihn, als den Quell aller Vollkommenheit und den Geber aller guten Gaben, in der Empfindung aller seiner eigenen Unwürdigkeit suchen, das ist die höchste Staffel des Verlangens nach Ehre, auf welche sich die Menschen, so verschieden ihre Gaben und Fähigkeiten, so verschieden ihr Rang, ihre Geburt, Erziehung und ihre natürlichen Neigungen sind, dennoch emporschwingen können. Welche rühmliche Bemerkung für die Würde des Menschen, daß Alle die wahre Ehre durch Pflicht und Demuth erlangen können!"

Jezt muß ich mir eine, Sie besonders angehende Bemerkung erlauben. Die studirende Jugend glaubte sonst, und zum Theil auch noch jezt, in einer gewissen Wildheit, Streitlust, Trinklust, und einem rohen Äusseren ihre Ehre suchen zu müssen. Die hier zu Grund liegende Idee ist an sich nicht verwerflich, daß uns nemlich das Studium der Wissenschaften unserem Nationalcharakter nicht entziehen möge, der vorzüglich Tapferkeit, Trinklust und ein ungekünsteltes Wesen war: aber die Darstellung dieser Idee fiel oft lächerlich oder auch plump und roh aus. Bedenken Sie, daß wir nur in der Vertheidigung des Vaterlandes wahrhaft tapfer seyn können, daß wir nicht mehr die Mägen unserer Ahnherren besitzen, und daß ein ungekünsteltes Äussere nicht eben in Roheit oder Narrheit bestehen müs-

se, und so werden Sie immer des Beyfalls der Verständigen sicher seyn.

Meine Herren, der Grund zu der Ehre liegt immer in einer gewissen Selbstachtung. Diese Selbstachtung ist, wie Reinhard schon bemerkt hat, auf die Erhaltung des Vorzugs gerichtet, den wir als vernünftige Wesen behaupten sollen. Allerdings gibt es gewisse Nationalgesetze, welche wir nicht übertreten dürfen, ohne bey unsern Landsleuten den Vorwurf auf uns zu laden, als seyen wir Narren und Leichtsinnige, oder gar wohl Nichtswürdige und Schlechte, aber doch ist es die Idee menschlicher Hoheit vorzüglich, welche uns zur Selbstachtung anhält. Werfen Sie sich also nie in moralischer und bürgerlicher Hinsicht weg; behalten Sie immer das Gefühl jenes unendlichen Werthes, den Sie als vernünftige Wesen an sich tragen; sinken Sie nie zur Niederträchtigkeit herab; fliehen Sie den übermüthigen Stolz eben so sehr als jene kriechende Demuth, welche manche Sectenstifter als das Kennzeichen eines wahren Christen aufstellen *) Zeigen Sie vielmehr Ihre philo-

*) Es sagt z. B. der Graf von Zinzendorf in seinen Gedanken über verschiedene evangelische Wahrheiten. „Der Anfang aller wahren Seeligkeit ist, an sich selbst verzagen, schlecht von sich selbst denken. Wer wahrhaft geistlich arm, klein-

sophische Ansicht der Selbstachtung durch wahrhafte Ausbildung Ihrer selbst. Ob wir gleich von der Seite unsers Körpers der Thierheit angehören, so ist doch selbst diese Thierheit von edlerer Art in ihrem Bau, so wie sie einer mannigfachen Vervollkommnung fähig ist. Wer also im Stande ist, die verschiedenen Anlagen des Körpers auszubilden, der thue es, denn er zeigt dadurch, daß er weiß und fühlt, welche Vorzüge er hat. Vor Allem aber bilden Sie Ihren Geist aus: ich verstehe darunter eben nicht die Erlernung jener Wissenschaften und Sprachen, welche Ihnen dereinst ihr Fortkommen sichern, sondern die Erwerbung jener allgemeinen Kenntnisse, die wir unter dem Namen der geschichtlichen, der philosophischen und der Natur-Wissenschaften begreifen. So wie es gewisse körperliche Übungen gibt, die zu nichts helfen, als den Körper zu veredeln, eben so gibt es gewisse Studien, die zwar nicht unmittelbar Brod bringen, aber doch den Verstand schärfen, und unsern Ansichten eine gewisse Tiefe und Allgemeinheit verleihen. Nehmen Sie

---

laut über sich selbst ist, der ist ein Candidat zum Reiche Gottes. — Wir sind auf Demuth, auf Niedrigkeit und Armuth des Geistes, aufs Geringdenken von uns, aufs Lehnen an einen Freund gebaut. — Nicht nach hohen Dingen trachten, sondern in der Niedrigkeit etwas Reizendes finden, das ist der Charakter, der sich für uns schickt."

sich aber wohl in Acht, daß diese Art Ausbildung nicht in eine literärische Oberflächlichkeit ausartet, und der Kraft Ihres Charakters schadet. Die Hauptbestrebung Ihrer Ausbildung muß immer auf den Verstand gehen, insofern er Sie über Ihren moralischen Wirkungskreis zu belehren hat, und so die Grundlage zu einem tüchtigen Charakter wird. Gellert war schon dieser Meynung, indem er Folgendes äußerte:

„Die moralische Anwendung des Verstandes besteht überhaupt darinnen, daß wir durch ihn richtig von dem urtheilen lernen, was Wahrheit und Irrthum, was gut und böse ist, was unser wahres Glück befördert oder aufhält, was den Schein des Guten durch unsere Einbildung und durch den Reiz der Begierden erhält, oder den Schein des Übels durch ihren Betrug annimmt. Wir müssen unsern Verstand gewöhnen, die Handlung nie von ihrer Absicht zu trennen, als bestünde die Tugend nur in der äußerlichen Beobachtung der Pflichten, und nicht vielmehr in der überwiegenden Liebe zum Guten. Wir müssen ihn anwenden, durch sein Licht den falschen Glanz des Lasters zu zerstreuen, und uns die Fertigkeit erwerben, dasselbe oft in seiner natürlichen Häßlichkeit, als ein Verderbniß der Vernunft und des Herzens, als den höchsten Schimpf des göttlichen Adels unserer Seele, als den Störer der

Absichten Gottes zu denken mit allem seinen Gefolge, mit der Verwahrlosung der Gesundheit, des guten Namens, der äusserlichen Wohlfahrt, des Lebens, der Ruhe des Gewissens. — Wir müssen den Verstand gewöhnen, bey seinen Urtheilen an sich zu halten, sich nicht von den Sinnen und Leidenschaften übereilen, nicht von den schlechten Grundsätzen der Menge verführen, noch von der Gewalt der Beyspiele zu falschen Aussprüchen fortreißen zu lassen. — Endlich müssen wir auch unsern Verstand zu dem gehörigen Erkenntnisse solcher Künste, Gewerbe und Geschäfte anwenden, die das menschliche Leben bedarf, und ohne deren Ausübung wir weder nützlich genug sind, noch auch dem Müssiggange, dem schlimmsten Feinde der Tugend, entgehen können.

Wer also durch die natürlichen Mittel des Unterrichts, der Erfahrung, des Beyspiels verständiger und weiser werden kann, (und dieses können wir alle werden) und diese Mittel versäumet oder nachlässig gebraucht, der sündiget an seinem Verstande. Wer diese Mittel nicht mit der Sorgfalt, die sie verdienen, sucht, der unterläßt eine heilige Pflicht. Wer sich, wenn er sein eigner Herr und seines Verstandes mächtig ist, keine gewisse Zeit zur Verbesserung und Erweiterung seiner Erkenntniß erlaubt, der liebt die Wahrheit viel zu wenig und seine Bequem-

lichkeit und Trägheit unendlich mehr. — Seinen Verstand nicht zum eigenen Nachsinnen gewöhnen und ihn stets nach der Anleitung der Andern stimmen, heißt sein Eigenthum verlassen, um betteln zu können. Seinen Verstand blos darum verbessern, um damit zu glänzen, ist die Kleiderpracht des Verstandes. Den gesunden richtigen Verstand können alle Menschen durch Unterricht, Umgang und Übung erhalten."

VII. Von der Wahrhaftigkeit im Reden und Handeln.

In Fichte's Sittenlehre heißt es von Seite 379 an: „Der zweyte Theil der formalen Freyheit *) welche wir in dem Andern schonen, und befördern sollen, besteht in seinem freyen, d. i. lediglich durch seinen Begriff bestimmten Einflusse auf die Sinnenwelt. Es soll aus seiner Wirkung folgen, was er sich dabey dachte, d. h. ich soll den Andern weder belügen noch betrügen, weder geradezu noch durch Umschweife, indem ich ihm zweydeutigen Bericht abstatte, durch den er, meiner Absicht nach, getäuscht werden soll; ich soll ihn selbst zu löblichen Zwecken nicht durch Unwahrheiten bewegen. Und so wie ich mein Wort jederzeit halten muß, wenn ich anders nicht etwas Unmoralisches versprochen habe, so sind mir auf keinen Fall Nothlügen erlaubt, u. s. w."

Lassen Sie uns zuvörderst einen Blick in die Welt und die Geschichte thun, ehe wir hier ein Urtheil fällen.

Die germanischen Nationen zeigen seit dem sogenannten Mittelalter ein eigenes Bestreben,

---

*) Der erste betraf das, was wir unter dem Begriff der Persönlichkeit Capitel IV. abhandelte.

die Poesie in die Sprache des Umgangs einzuführen. Davon zeugen nicht nur die Curialien ihres Geschäftsstyls, sondern auch das ganze Complimentenwesen ihres Umgangs. Der unbefangene Beobachter würde es sich nicht erklären können, wie sich der den germanischen Nationen eigene Drang nach Freyheit mit jener Knechtschaft und Unterthänigkeit vertrüge, die bey Complimenten und in Briefen so vielfach gegen Andere an den Tag gelegt wird, wenn er es nicht aus jenem Bestreben abzuleiten wüßte. Noch auffallender wird diese germanische Poesie in der Sprache zu dem weiblichen Geschlecht. Dieses heißt, ungeachtet der vielen Ausnahmen, die es giebt, schlechtweg das schöne Geschlecht, und derjenige Liebende, der seine Geliebte eine Göttinn nennt, oder nach christlicher Mythologie einen Engel, der von dem Zauber ihrer Reize, d. h. von dem überirdischen Wesen und Wirken derselben spricht, glaubt, seine Ausdrücke wären ganz in der Ordnung. Wer nun diese Vergötterungs- und Knechtssprache ganz in seiner Gewalt hat, sie überall mit einigem Sinn und Witz und auf eine gefällige Art anbringt, heißt ein gebildeter, ein feiner, heißt ein Welt-Mann, niemals aber ein Lügner oder unmoralischer Mensch. Selbst diejenigen Morallehrer, die in ihren Schriften die Wahrhaftigkeit ohne alle

Ausnahme empfehlen, entziehen sich dieser Sitte im Leben nicht, und eine Nothlüge aus Höflichkeit findet nirgends Tadler. Ja, bey Staatsmännern und Hofleuten gehört das Vorenthalten der Wahrheit mit zu ihrem Amt, und sie werden deßhalb sehr gelobt. Die Fürsten sind in der Regel so verwöhnt, daß sie selten die Wahrheit hören mögen, und es gehört oft hoher Muth dazu, sie ihnen in wichtigen Angelegenheiten ohne Rückhalt zu sagen: der Wahrheitsfreund am Hofe gilt im Durchschnitt für einen unhöflichen Menschen oder einen Thoren, wenn man ihn nicht für einen Empörer oder Fürstenfeind annimmt.

Wir sind daher der Meynung, daß wir allerdings die bey unserer Nation eingeführte, mehr auf Poesie als auf nakte Wirklichkeit begründete Höflichkeitssprache mit gebrauchen dürfen, ohne uns einer Immoralität schuldig zu machen, denn es weiß ja jeder, was es mit ihren schönen glatten Ausdrücken für eine Bewandniß hat. Wenn wir ausserdem im Leben wahrhaft und aufrichtig sind, wird uns jedermann achtungswerth finden: wir werden daher auch nicht diese poetische Sprache in ihren Steigerungen zu erhalten, vielmehr die schmucklose Wahrheit allmählig wieder einzuführen bemüht seyn, denn unsere Altvordern kannten selbst diesen unschuldigen Trug des Lebens nicht. Um aber auf der Stelle überall der Wahrheit zu huldigen, dazu bedürfte es einer ganzen

Generation Stoiker, und wo sollten diese jezt herkommen? Der Morallehrer erziehe uns nur ein kräftiges freyes Volk, dann wird sich die Wahrhaftigkeit von selbst einfinden, aber solche Schriften schaffen sie nicht, deren Lehren ihre eigenen Verfasser im Leben nicht anwenden. Was ist auch unsere Complimentensprache gegen den Schwulst des Morgenländers, der seine Complimente in die krassesten Hyperbeln einkleidet, und dabey gar nicht aussieht, als ob er etwas Unrechtes thue?

Eher wäre zu wünschen, die Moralisten möchten auf die Wahrhaftigkeit des Lebens mehr hinarbeiten, und den, bald gröbern bald feinern Trug des Umgangs sammt aller Arglist zu vernichten suchen. Durch verschiedene einwirkende Ursachen, vorzüglich aber aus Schwäche, sind wir so weit gekommen, daß in gesellschaftlichen Verhältnissen der Schlechte so gut wie der Redliche und Wackere gilt, und niemand den Muth hat, ihm seine Unwürdigkeit fühlen zu lassen. Dafür rächt sich nun das Herz an dem Wackeren. Das dem Menschen nemlich so natürliche Bestreben, mit seines Gleichen in rühmlichen Dingen zu wetteifern, verkehrt sich bey der jetzigen Generation gern in heimtückische Verkleinerungssucht: es hat so leicht niemand den Muth, Anwesenden Fehler oder Immoralitäten vorzuwerfen, aber über abwesende rechtliche Leute herzufallen, sie lächerlich oder verächt-

lich zu machen, alle ihre Schritte zu mißdeuten, ihnen Fehler und Vergehen anzudichten und in moralischer Hinsicht sie ganz zu zerfleischen, das ist die Tendenz unsers Zeitalters, und das Vergnügen ganzer Familien und Gesellschaften. Von jener Falschheit des Lebens, wenn der tückische aber zaghafte Feind seine Rachsucht hinter der Freundschaft verbirgt, und gerade da seine Bosheit am meisten ausübt, wo er unser herzlichster Freund zu seyn heuchelt, wollen wir gar nicht sprechen. — In allen diesen Fällen kann ein wahrhafter Charakter mehr thun, als eine ganze Vorlesung, und hier sollten die Moralisten vorzüglich durch ihr Beyspiel dem Zeitgeist entgegenarbeiten.

Ein anderer Fehler unserer Zeit ist die übertriebene Schmeicheley, deren man sich gegen Große und Mächtige bedient, um diese oder jene Zwecke des Eigennutzes desto leichter bey ihnen zu erreichen. Es gibt auch eine Art geselliger Schmeicheley, welche kleine Geister ausüben, um sich in Gesellschaften desto leichter zu erhalten und sich dadurch Freunde zu machen: beyde Arten der Schmeicheley sind gleich verwerflich, denn sie vertragen sich nicht mit der Wahrhaftigkeit der Gesinnungen und des Ausdrucks, die einem freyen, selbstständigen Charakter eigen seyn sollen. Häufig bemerkt man auch, daß die Menschen aus

Furcht oder aus Neid der Wahrhaftigkeit untreu werden, und dasjenige fremde Gute nicht bemerken wollen, was doch wirklich bemerkenswerth und achtbar ist, und daß dadurch viele Verdienste der öffentlichen Anerkennung ermangeln. O, wie ganz anders benahm sich Cicero, welcher das Verdienst sogar in seinen Gegnern ehrte und anerkannte! Aber freilich war er der Meynung, daß niemand die Verdienste Anderer beneiden könne, der sich selbst bewußt sey, welche zu haben. Ebenfalls hören wir häufig mit glatten gefälligen Worten eine Menge Versprechungen, von denen oft nur wenige, und meistens gar keine erfüllt werden: wie viel schöner wäre es nicht, wenn wir die Maxime unserer Vorfahren uns wieder zu eigen machten, die wenig sprachen, aber doch immer so wie sie es meynten, und bey denen es hieß: Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann.

Da meiner frühern Behauptung zufolge eine dauerhafte Moralität nicht wohl ohne den Glauben an eine Gottheit möglich ist, so ist auch der Eid von der Moral zu berücksichtigen. Indem man nemlich versichert, man wolle so gewiß die Wahrheit sagen, als man an eine Gottheit glaube, legt man überhaupt seine moralische Gesinnung und den festen Grund derselben dar, und somit wird der Eid eine moralische Hand-

lung; die dabey vorkommenden Ceremonien können immerhin religiöser Art seyn. Es versteht sich also von selbst, daß man mit dem Eid so wenig spielen darf, als mit der Moralität überhaupt, und daß Meyneide das Verwerflichste sind, wozu sich ein moralisches Wesen verstehen kann. Da man aber Fälle hat, daß Menschen hierüber sehr leichtsinnig denken, so fragt es sich allerdings, ob die Obrigkeit jemanden schwören lassen sollte, von dessen moralischem Leichtsinn sie überzeugt seyn kann. Ob wir also auch nur auf Befehl der Obrigkeit schwören sollen, wie manche Theologen verlangen, müssen wir, die wir hier auf dem Grund und Boden der blossen Vernunft stehen, verneinen, denn in wichtigen Verhältnissen kann jedes moralische Wesen verlangen, daß wir ihm eine feyerliche Zusicherung unserer Wahrhaftigkeit ertheilen.

So wie der menschliche Witz sich an allen Disciplinen versucht hat, so hat er auch die Moral nicht ungeneckt gelassen, und ihr einige Fälle zur Entscheidung vorgelegt, die fast jener Fabel mit dem Krokodil gleichen, welche dem krokodilischen Schluß den Namen gegeben hat *).
Sie sind folgende:

---

*) In meinen **Anfangsgründen der Logik** S. 88 findet man diese Fabel erzählt.

Ein wüthender Mensch kommt mit geladenem Gewehr oder gezogenem Degen in den Händen, und fragt nach jemanden, der sich verborgen hat, um ihn umzubringen. Soll man ihm die Wahrheit sagen?

Ein Reisender geräth in ein verborgenes Gewölbe unter Falschmünzer oder Räuber. Sie wollen ihn anfangs um ihrer Sicherheit willen ermorden, schenken ihm endlich aber unter der Bedingung Leben und Freyheit, daß er nicht eher etwas von ihnen erzähle, als bis sie ihn seines Versprechens entbunden hätten. Er hält Wort, und nach geraumer Zeit schickt ihm diese geheime Gesellschaft wirklich die Erlaubniß zu, die Sache bekannt zu machen. — Hat er recht gethan?

Bey solchen und ähnlichen andern wissenschaftlichen Räthseln, meine Herren, muß ich Ihnen den Rath ertheilen, durch vorschnelle Beantwortungen oder Entscheidungen nicht in die Falle zu gehen, wenn sie Ihnen gesprächsweise vorgelegt werden, denn es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß ein Witzling oder Sophist uns hierbey sehr lächerlich machen kann, wenn wir ihm in Rücksicht der Talente nicht gewachsen sind. Sagen Sie daher, vor der Hand wüßten Sie darüber nicht zu entscheiden, auch sey Ihre Meynung von der Sache wohl dem Publikum sehr gleichgültig; würden Sie aber selbst einmal in

ähnliche Fälle wirklich verwickelt werden, so würde Ihnen ihr rechtliches Gefühl wohl sagen, was Sie thun sollten, auch seyen diese Fälle von der Art, daß sie viel Geistesgegenwart, schnellen Entschluß, auch wohl Muth und Tapferkeit erforderten, und daher könnten sie nicht für jeden Menschen auf gleiche Art entschieden werden; überdem müßten Fälle der Art nothwendig mit einer Menge von Nebenumständen verknüpft seyn, welche gar sehr in Erwägung zu ziehen wären, ehe man im Ernst sich auf eine Entscheidung einlassen könne; es sey auch eine Verirrung der Moralisten, wenn sie sich mit Beurtheilungen und Theorien solcher Fälle abgäben, die so äusserst selten vorkämen; auch wäre es Ihnen auffallend, daß der Aufsteller solcher Räthsel seine Moralität nur in Spitzfindigkeiten zeige: ob er denn schon theoretisch und praktisch so vollkommen in der Moralität sey, daß ihm weiter nichts mehr zu thun übrig bleibe, als sich mit solchen Räthseln zu beschäftigen?

Die sonderbarste Beantwortung der ersten Aufgabe finden wir in Fichte's Sittenlehre Seite 387 bis 389. Zuerst sagt er, man solle dem Verfolger weder die Wahrheit noch die Unwahrheit, sondern gar nichts antworten, und ihm dabey eine tüchtige Strafpredigt halten, und zu verstehen geben, daß man die Partey des Ver-

folgten ergreifen, und denselben mit eigener Lebensgefahr vertheidigen wolle. Helfe das nichts, und der Verfolger falle über uns her, so werde schon der Verfolgte oder vielleicht ein Dritter uns zu Hülfe kommen, auch die Gerechtigkeit unserer Sache uns schon an und für sich den Sieg verleihen. Im schlimmsten Fall könnt ihr weiter nichts als sterben; nachdem ihr aber todt seyd, ist es nicht mehr eure Sache, das Leben des Angegriffenen zu schützen; und zugleich seyd ihr dadurch von der Gefahr der Lüge gerettet, schließt Fichte.

Man sollte kaum glauben, daß ein Philosoph eine so widersinnige Ansicht haben könne, als Fichte hier ganz treuherzig von sich gibt. Man versetze einmal ein schüchternes Mädchen in den Fall, daß sie von dem wüthenden Verfolger um den Aufenthalt des Verfolgten gefragt werde: können wir von ihr so viel Geistesgegenwart verlangen, daß sie ihm erstlich eine Strafpredigt hält, und bey deren Fruchtlosigkeit zweytens sich mit ihm herumkämpft? Wenn Fichte die Wahrheit so hoch, und das Leben so gering anschlägt, warum sagt er nicht lieber, wir sollten in einem so kritischen Fall die Wahrheit sagen, und es der gerechten Sache des

Verfolgten überlassen, daß er gerettet werde?

Meine Herren, lassen Sie es unser Bestreben seyn, in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens rechtschaffen, wahrhaftig und redlich zu handeln, dann wird man es uns auch leicht verzeihen, wenn wir in solchen ausserordentlichen Fällen einen Mißgriff gethan haben. Wer freilich vorzüglich mit Muth begabt ist, wer sich im Gebrauch der Waffen geübt, und sich zu vertheidigen und den Gegner wehrlos zu machen gelernt hat, der sey in solchen Fällen nicht saumselig, sondern wage etwas für die gute Sache. Lassen Sie uns aber immer bedenken, daß Entschluß und That mitten im Drang des Augenblicks gefaßt und vollführt werden muß, und daß es dem Moralisten unmöglich wird, hier genaue Rechnung und Gegenrechnung zu führen.

Wir wollen unsere Betrachtungen damit schließen, daß wir mit Fichte bemerken, es sey für uns Alle Pflicht, auch ohne Aufforderung richtige Einsicht bey Andern zu befördern, und ihnen diejenigen Wahrheiten des praktischen Lebens mitzutheilen, die wir wissen. Ich habe mit Bedacht gesagt, Wahrheit des praktischen Lebens, denn wissenschaftliche oder theoretische Wahrheiten sind nicht jedermanns Sache; beson-

ders muß ich es Ihnen an das Herz legen, daß Sie nicht mit den Resultaten der Wissenschaften vor Laien zur Unzeit oder gar in öffentlichen Gesellschaften zu glänzen suchen mögen: so etwas zeigt immer Unverstand oder gelehrte Marktschreierey an. Doch gehört selbst zur Verbreitung praktischer Wahrheiten sehr viel Vorsicht: ein sich sehr klug dünkender Pferdeliebhaber z. B. nimmt es sehr übel, wenn wir ihm an einem neu erkauften Pferd einen Fehler bemerklich machen, den er übersehen hat, und wird uns eher gram als dankbar. Eben so ist es mit den Fehlern, die man jemanden an seiner Geliebten bemerklich macht.

Im Ganzen werden Sie sich überzeugt haben, daß ich ein großer Freund der Wahrheit bin, und nur das gewöhnliche Geschwätz der Schule über diesen Punkt mißbillige. Vergleichen Sie nun meine Aeußerungen mit folgendem Auszug aus Reinhard's Moral:

„1) Die Figuren der Redekunst, welche von der genauen Wahrheit abweichen, ferner Fabeln und lehrreiche Dichtungen, welche irgend eine Wahrheit anschaulich machen sollen, sind der Wahrheit keineswegs entgegen, weil vorausgesezt wird, daß jeder Vernünftige sie für das halte,

was sie sind, und sie nicht im strengsten Sinn nehme. 2) Diejenigen Aeußerungen, welche das ausmachen, was man Höflichkeit, feine Lebensart und Artigkeit im Umgange nennt, und welche ohne Verstellung nicht wohl möglich sind, sind deßwegen erlaubt, weil sie nach einem allgemeinen Einverständniß nicht im eigentlichen Sinn genommen werden, folglich keinen Vernünftigen zu seinem Nachtheil täuschen können. Dabey versteht es sich, daß die Pflicht der strengsten Wahrhaftigkeit wieder eintritt, sobald solche Handlungen anfangen einen schädlichen Mißverstand zu veranlassen, z. B. wenn eine Person des andern Geschlechts schmeichelhaften Erklärungen eine weit größere Bedeutung beylegt, als sie haben; auch daß sie gänzlich unerlaubt sind, wenn sie Falschheit werden. 3) Auch Kriegslist streitet nicht mit dem Gesetze der Aufrichtigkeit. 4) Es gibt erlaubte Nothlügen. Eine Nothlüge ist nemlich eine vorsätzliche Abweichung von der Wahrheit, welche unter Umständen geschieht, wo kein Schade daraus entspringt, durch die treue Bekanntmachung der Wahrheit aber ein unvermeidliches Unglück entstehen würde. Es ist also erlaubt, bey der Erziehung und im Umgange mit Kindern von der Wahrheit abzuweichen, wenn ihnen die Bekanntmachung derselben schädlich seyn würde; einen aufgebrachten Verfolger,

den man von dem Entschluß, seinen Gegner zu ermorden, nicht anders abhalten kann, durch eine Unwahrheit zu täuschen; gegen Plünderer den besten Theil seines Vermögens, oder gegen Strassenräuber sein Leben durch eine Nothlüge zu retten; sich einer Unwahrheit zu bedienen, um bey zweydeutigen Untersuchungen, wo sich die Schuldigen durch Leugnen zu helfen suchen, die Wahrheit herauszubringen; einem Heere durch eine ausgesprengte falsche Nachricht Muth einzuflößen, oder es vor einer allzugroßen Muthlosigkeit dadurch zu bewahren, u. s. w. 5) Endlich ist auch die weise Herablassung zu den Schwachheiten und Bedürfnissen Anderer der Pflicht der Wahrhaftigkeit um so weniger entgegen, da das Christenthum sie ausdrücklich einschärft, und Jesus und seine Apostel sie mit dem größten Erfolg selbst bewiesen haben.

Diese Herablassung ist doppelter Art, eine Herablassung zu den Meynungen und der Fassungskraft Anderer; und eine Herablassung zu ihren Empfindungen, Neigungen und Sitten.

Die erste Art der Herablassung kann sich auf verschiedene Weise äußern: a) dadurch, daß man der Wahrheit eine Einkleidung gibt, welche den Fähigkeiten Anderer gemäß ist, wenn sie gleich an Vollkommenheit etwas dabey verliert; b) da=

durch, daß man Andern eine Zeitlang Vorurtheile läßt, die vermöge der Umstände noch nicht ausgerottet werden können, und indessen die bessern Begriffe an dieselben anknüpft; c) dadurch, daß man zur Ausrottung des Irrthums und zur Bestättigung der Wahrheit so lange mit zugestandenen Sätzen, sie mögen an sich betrachtet wahr oder falsch seyn, streitet, bis die wahren Beweise mit Nutzen gebraucht werden können; d) dadurch, daß man sich über Dinge, die nach den vorhandenen Umständen leicht gemißbraucht werden können, mit Ausdrücken erklärt, die mehr als einen Sinn geben, und es vor der Hand noch unbestimmt läßt, wie sie zu nehmen seyen; e) dadurch, daß man vorhandene Vorurtheile schont, und eine Zeitlang unterhält, weil die Sittlichkeit, sonderlich des gemeinen Haufens, dabey leiden würde, wenn man sie sogleich ausrotten wollte; f) endlich dadurch, daß man eine falsche Meynung absichtlich veranlaßt, weil die Bedürfnisse Anderer es zu fordern scheinen. Unleugbar ist es, daß Aerzte sich dieses Mittels gegen Kranke zuweilen bedienen müssen; daß es bey der Erziehung zuweilen nöthig und nützlich seyn kann; daß Tröstende oft zu demselben ihre Zuflucht nehmen müssen, um Leidende und Bestürzte so lange zu beruhigen, bis sie die Wahrheit mit gehöriger Fassung ertragen können. Dabey ist an sich klar,

daß ein Irrthum, der mehr Schaden als Nutzen hervorbringen würde, unter keinerley Vorwand veranlaßt werden darf. Auch muß die ganze Herablassung zu den falschen Meynungen Anderer nie die Absicht haben, diese Meynungen auf immer zu unterhalten, und das Wachsthum der Aufklärung dadurch zu hindern, sondern sie soll bloß ein durch die Noth erzwungenes Nachgeben seyn, das aufhören und wegfallen muß, sobald Andere die Fähigkeit erlangt haben, mehr annehmen und tragen zu können.

Die andere Art der Herablassung bezieht sich auf die Empfindungen, Neigungen und Sitten Anderer, und ist dasjenige Betragen, wo man seiner äusserlichen Thätigkeit immer diejenige Einrichtung gibt, welche dem Zustand Anderer am gemäßesten, und ihnen am angenehmsten und nützlichsten ist, und das deßwegen thut, weil man sich durch die Liebe dazu verbunden fühlt. Diese Art der Herablassung ist also zwar eine Art Verstellung, allein sie ist weder Betrug, denn sie hat nicht den Schaden des Andern zur Absicht; noch Schmeicheley, denn sie sucht keinen Vortheil für sich; noch endlich Heucheley, denn sie will nicht besser scheinen als sie ist: sondern sie handelt ihren Empfindungen, Neigungen und sonstigen Sitten bloß deßwegen entgegen, weil sie außerdem denen, mit welchen sie zu thun hat,

nicht so viel Liebe beweisen könnte, als Christen zu beweisen schuldig sind.*)"

Diese Aeußerungen Reinhard's sind wenigstens das offenbare Gegenstück zu folgender Stelle in Fichte's Sittenlehre, Seite 386: „Uebrigens ist die Vertheidigung der Nothlüge, oder überhaupt der Lüge, um irgend eines guten Zwecks willen, ohne Zweifel des widersinnigste und zugleich das verkehrteste, was je unter Menschen erhört worden." Auch haben wir alle die Erfahrung gemacht, daß das System politischer Lügen, welches vor einigen Jahren aufgekommen war, und welchem Reinhard das Wort zu reden scheint, von allen Besseren und Klügeren getadelt und verabscheut wurde: der Staat soll sich durch Wahrheit, und nicht durch Lüge erhalten! Es zeigt wirklich eine große Engherzigkeit und Verworfenheit des Charakters an, wenn man nur durch Lügen bestehen zu können glaubt. Wir wollen indessen Reinhard's Grundsätze nicht ganz verdammen, aber in unserem Kreise dahin wirken, daß die Menschheit allmählig zu einer moralischen Kraft erzogen und gebildet werde, wodurch sie fähiger wird, Wahrheit zu hören und Wahrheit zu sagen,

---

*) Reinhard's christliche Moral, Band III, Seite 202 bis 215.

uns selbst auch immer der Wahrhaftigkeit befleis-sigen, aber fern von Stolz, Selbstsucht und Eitelkeit, und so werden wir den Fortgang der Menschheit zur Vollkommenheit von unserer Seite besser befördern, als wenn wir Fichte's Behauptungen unbedingt geltend zu machen suchten.

VIII. Von der Menschenliebe, dem Glauben an die Menschheit und dem daraus folgenden Handeln.

In dem Lehrbuch der moralischen Wissenschaften von Schwarz heißt es Seite 146:

„Das menschliche Geschlecht überhaupt sey ein Gegenstand deiner Achtung und deines Wohlwollens. Denke und rede nie verächtlich davon: freue dich keines Uebels, das noch unter ihm herrscht; wünsche vielmehr Verbesserung und arbeite selbst mit allen Kräften daran; zweifle nicht an höhern Fortschritten der Menschheit; wilden Nationen wünsche Cultur. Hege Achtung und Wohlwollen gegen jeden Einzelnen. Böses an jemanden zu bemerken mache dir Mißfallen. Hindere, so viel du kannst, alles Böse; befördere das Gute. Hasse das Arge, hange dem Guten an. Aber nie hasse den Menschen; verdamme keinen, denn du kennst nie das Innere. Mit solchen Gesinnungen wirst du immer Freude daran haben, Gutes zu bemerken; du wirst alle mit Liebe beurtheilen, und nie ohne hinlänglichen Grund dir Argwohn oder Mißtrauen erlauben. Verbreite gern gute Meynungen von den Men-

schen, so fern nur nicht die Wahrheit darunter leidet; suche überhaupt den Glauben an Menschenwürde zu befördern, u. s. w."

Meine Herren, man nennt unser Zeitalter häufig auch das philosophische, weil sich unsere Ansichten und Bestrebungen über den engen Kreis unserer nächsten Umgebungen hinaus auf die gesammte Menschheit erstrecken. Eng gebannt in die Grenzen ihres Volkes dachten und wirkten selbst die bessern unter den griechischen Philosophen nicht für die außer denselben befindliche Menschheit, und das so schön klingende Homo sum, humani nihil a me alienum puto *), war und blieb ein bloßer Theater-Spruch. Dagegen suchen unsere Philosophen, die vermeintlichen sowohl als wirklichen, mit ihren Theorien die ganze Menschheit zu erfassen, und in so fern mag unsere Zeit immerhin die philosophische genannt werden. Dieser Beyname gereicht uns, die wir in ihr leben, allerdings zum Ruhm, wiewohl es seyn kann, daß wir diese Universalität unserer Ansichten und Bestrebungen dem Christenthum ursprünglich zu verdanken haben.

Die Gesinnungen des Menschenfreundes hat Reinhard am schönsten aus einander gesezt. **)

---

*) Ich bin ein Mensch, und Alles, was Menschen betrifft, geht auch mich an. Terenz.

**) Seite 69, Band II seiner christlichen Moral.

Sie sind nemlich wahre Werthschätzung der menschlichen Natur unter allen Umständen, theilnehmendes Merken auf die Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts, Eifer für alles Gute, Sehnsucht nach einem bestimmten Beruf, und Uneigennützigkeit. Wir sollen uns gewöhnen, die Vorzüge und die Wichtigkeit der menschlichen Natur überall und allezeit anzuerkennen, und unser Verhalten danach einzurichten, weil sich die menschliche Natur nur allzu oft in einer Erniedrigung, Verunstaltung und Verdorbenheit zeigt, wodurch die Versuchung, sie zu verachten, ungemein groß wird; wir sollen die Schicksale der Menschheit nie leichtfertig betrachten, zur Beförderung alles dessen, was wir für wahr, recht und nützlich halten, nach besten Kräften mitwirken, vorzüglich in einem bestimmten Wirkungskreis, und endlich ohne Rücksicht auf eigenen unmittelbaren Vortheil thätig seyn. Die Folgen, welche die wahre Menschenliebe nach sich zieht, bestehen in der treuesten Abwartung unserer Berufsgeschäfte, in Ergreifung jeder zufälligen Gelegenheit, bey der sich etwas Gutes wirken läßt, endlich in großmüthiger Aufopferung für das Wohl der Welt, sobald wir durch unsere Verbindungen dazu aufgefordert werden. —

Swift sagt in einem Brief an Pope, er habe von jeher alle Völker, Stände und Gemein=

heiten gehaßt, und seine Liebe nur Individuen geschenkt, denn er hasse und verabscheue das Thier, das man Mensch nenne, wiewohl er dem Johann, Peter, Thomas, und so weiter, herzlich zugethan sey. Aber der wahre Menschenfreund, meine Herren, ist nicht nur den Individuen, sondern auch den größern Massen derselben innigst zugethan, und gerade, wenn er einzelne Menschen von schlechtem und elendem Charakter erprobt hat, gibt er doch seinen Glauben an Menschheit überhaupt nicht auf. Wenn wir auch zehnmal finden, daß die Menschen undankbar sind, und das erzeigte Gute gar nicht zu schätzen wissen, so sollen wir uns doch nicht abhalten lassen, das eilfte und die folgendenmale ihnen Proben von unserer Menschenliebe zu geben.

Das Gegentheil der Menschenliebe ist jener kalte Egoismus, der Alles bloß für sich und nichts für die Menschheit thun will, oder auch jener abgeschmackte Gelehrtenstolz unserer Zeit, der in Schriften und Handeln laut den Grundsatz ausspricht, man müsse nur die Gattung, oder die Menschheit im allgemeinen, zu erheben suchen, mit den einzelnen Individuen aber könne man ohne Barmherzigkeit nach Gutdünken schalten.*)

*) Man sehe Seite 430 der ersten Abtheilung von Aletheios Beyträgen zur neuesten Literatur. St. Gallen. 1813.

Ich sage nicht ohne Bedacht Gelehrtenstolz, denn nur aus dem verdorbenen Herzen eines Gelehrten kann der vermessene Gedanke hervorkommen, der Mensch könne sich auf dieser Welt an die Stelle der Vorsehung setzen, die oft aus scheinbarer Unterdrückung und Hinopferung des Einen das Glück einer ganzen Generation herbeyführt. Im Grunde ist aber dieser Gelehrtenstolz ebenfalls nur eine Ausgeburt des Egoismus, der überhaupt eine Menge Laster in seinem Gefolge hat. Es heißt z. B. Seite 152 des erwähnten Schwarzischen Lehrbuchs: „Aus dem Egoismus entstehen Menschenscheu, Menschenfeindschaft, und alle Arten der Ungerechtigkeiten, der Beleidigungen und der Lieblosigkeit. Bey erlittener Beleidigung wird er sich durch Rachsucht — bey dem Anblicke der Vollkommenheiten Anderer durch Eifersucht, Mißgunst, Neid, bey dem Schaden Anderer durch Schadenfreude — bey den von Andern verursachten unangenehmen Empfindungen durch Haß — bey dem Emporsteigen über Andere durch Hochmuth offenbaren; er wird Undankbarkeit, Grobheit, Kaltsinn, Argwohn, Mistrauen, Grausamkeit, oder Schmeicheley, Verläumdung, Lästerung, Schimpfen, Spottgeist, Verdammungssucht, Splitterrichterey erzeugen, und vielleicht gar in teufelisches Betragen übergehen; alles, wie die Umstände dazu reizen.

Daraus entsteht auch jenes sittliche Verderben, welches Gleichgültigkeit gegen die Religion, Frivolität und Ruchlosigkeit, Verbreitung böser Gesinnungen, Verführung und dergleichen mit sich bringt." In unsern Zeiten ist der mit allerley gelehrten Redensarten aufgestellte und vertheidigte Despotismus nichts Anderes, als eine Art von Egoismus, der sich nur deßwegen hinter vermeintliche Gelehrsamkeit versteckt, damit seine Schlechtigkeit nicht gar zu sehr in die Augen fällt: nicht nur der oben angeführte Grundsatz sondern noch viele andere Behauptungen und Erscheinungen, die wir in den neuern Zeiten gehört und erlebt haben, liefern Belege zu unserer Ansicht. —

Da Reinhard die Sehnsucht nach einem bestimmten Beruf als ein Merkmahl der Menschenliebe angegeben hat, so wird es nicht unschicklich seyn, in diesem Abschnitt der Fichteschen Theorie der Stände zu gedenken. Er sagt nemlich Seite 345 und 364 der Sittenlehre: „An jeden Einzelnen ergeht das Gebot, die Selbstständigkeit der Vernunft zu befördern, so weit er kann. Thut nun jeder Einzelne in dieser Rücksicht, was ihm etwa zuerst einfällt, oder was ihm vorzüglich nöthig scheint, so wird vieles auf vielerley Weise geschehen, und manches gar nicht. Die Effecte der Handlungen mehrerer werden sich

gegenseitig verhindern und aufheben, und die planmäßige Beförderung des lezten Endzwecks der Vernunft wird nicht von statten gehen. Nun soll sie, zu folge des Gebots des Sittengesetzes, schlechthin von statten gehen. Hier kann bloß dadurch geholfen werden, daß verschiedene Individuen sich in das Verschiedene theilen, was zur Beförderung des Endzwecks geschehen muß; daß jeder einen bestimmten Theil für alle übrigen übernehme, und dagegen in einer andern Rücksicht ihnen den seinigen übergebe. Eine solche Einrichtung ist eine Einsetzung verschiedener Stände. Es ist Pflicht eines jeden Individuums, seinen Stand zu haben, d. h. auf eine besondere Art den Vernunftzweck zu befördern, u. s. w."

Meine Herren, die meisten von uns wählen oder wählten sich einen gewissen Stand, um dadurch den Lebensunterhalt zu erwerben: einige Wenige, die das Glück mit Reichthum begabt hat, studiren um ihrer Selbstveredlung willen, oder auch, um mit mehr Glanz und Nachdruck im bürgerlichen Leben oder bey Hof auftreten zu können, und Niemand hat dagegen Etwas einzuwenden. In der Regel denkt auch Niemand daran, daß derjenige Knabe, der sich zu einer Wissenschaft, Kunst oder einem Handwerk entschließt, und z. B. ein Studiosus, ein Uhrmacher, oder

ein Schneider wird, dadurch den Vernunftzweck befördert. Die verschiedenen Professionen sind das Resultat unserer Cultur, so wie die verschiedenen Stände das Resultat unserer politischen Geschichte sind, welche leztere uns schon bey der Geburt gewisse Schranken gesezt hat: so wenig ich z. B. ein Kammerherr, Hofmarschall und Anderes der Art werden kann, eben so wenig kann es die Mehrzahl von Ihnen werden. Schon hieraus können Sie die Ueberzeugung schöpfen, daß die Fichtesche Theorie, wie öfters, so auch hier, sehr einseitig ist: aber ich kann Ihnen auch nicht vorenthalten, daß die Moral sehr unrecht thut, wenn sie die Wahl eines Standes zu der Zeit unbedingt anräth, wo von der Politik noch gar nicht dargethan wurde, welche Stände denn wohl in einem Staat zulässig sind, und welche nicht. Die alten Sueven z. B. kannten nach Cäsars Bericht *) nur zwey Stände, nemlich Krieger und Bauern, weil ihr Staat deren nicht mehrerer bedurfte: sollte ein heütiger germanischer Staat hierüber gar nichts festzusetzen haben? Die Sache ist für die Politik und Moral sehr wichtig, wenn man z. B. bedenkt, daß Beckmann in Göttingen einst rieth, daß da alle Hand-

*) De bell Gall. IV, 1.

werker jezt übersezt wären, man sich doch der Taschenspielerkünste, der Seiltänzerey und dergleichen befleissigen solle. Soll unsere Moral dieses auch anrathen?

Da wir also hier mit Fichte gar nicht einverstanden seyn können, so wollen wir dieses Capitel mit seinen Ansichten der Feindesliebe schließen, die ihm überall Achtung erwerben müssen. Unstreitig ist die Feindesliebe etwas aus der christlichen Moral Hervorgegangenes, aber dennoch hat sie Fichte nach seiner Art auch philosophisch schön zu erfassen gewußt. Er sagt nemlich Seite 420 seiner Sittenlehre: „Es gibt gar keine Ansicht meines Nebenmenschen auf dem Gebiete des Sittengesetzes, als die, daß er sey ein Werkzeug der Vernunft. Von dieser Seite aber soll und muß ich schlechterdings jeden ohne Ausnahme ansehen, wenn auch aus seinen Handlungen für die Gegenwart sich das Gegentheil schließen ließe. Ist er es auch jetzo nicht, so darf ich schlechthin nie die Hoffnung aufgeben, daß er es werden kann. Dies paßt auch auf meinen Gegner. Ich soll ihn lieben, d. i. der Verbesserung fähig glauben; ich soll diese Liebe durch die That zeigen, d. i. an seiner Besserung aus allen Kräften arbeiten." Es versteht sich aber, daß man Menschenkenntniß haben muß, wenn man diesen Vorschriften mit Erfolg nachleben will.

IX. Von dem Verhältniß der beyden Geschlechter zu einander und von der Ehe.

Die Jahre der Mannbarkeit, meine Herren, führen die beyden Geschlechter von selbst einander entgegen, und es ist daher lächerlich, wenn die Moralisten die Ehe zur Pflicht machen, und den Menschen befehlen wollen, zu heyrathen. Die Liebe, so wie ihre volle Befriedigung, ist eine in der menschlichen Natur begründete Sache: die Moral hat bloß zu zeigen, wie diese Befriedigung auf eine der menschlichen Würde angemessene Art bewirkt werden könne.

Wir Männer sind in Hinsicht auf Frauengunst sehr eifersüchtig auf einander, und daher haben viele Nationen ihre Weiber eingesperrt, und nur wenige die Gemeinschaft derselben erlaubt, wie z. B. die alten Britten*). Die Germanen aber haben von jeher die Weiber weder dem öffentlichen Umgang entzogen, noch eine Gemeinschaft derselben gestattet, vielmehr durch besondere Verehrung dieselben zu einer gewissen öffentlichen Züchtigkeit zu vermögen gewußt: die Weiber müssen bey uns öffentlich gleichsam als

---

*) Caesar de bello Gallico V, 14.

geschlechtlos auftreten, und nur durch Ueberlegenheit des Geistes und der Bildung, kurz bloß durch ästhetische Reitze und nicht durch physische Roheit und Hingebung Liebhaber und Verehrer zu erwerben suchen. Diese Verehrung zeigte sich besonders in den Ritterzeiten, wo in allerley Abentheuern sehr häufig selbst das Leben daran gesezt wurde, um die Gunst eines weiblichen Wesens zu erringen. Dadurch ward die Gunst der Frauen etwas Unendlich-Kostbares, und das Weib und die Liebe zu demselben die dichterischeste Aufgabe des ganzen Lebens. Eben diese Verehrung gab auch dazu Veranlassung, daß im Umgang der beyden Geschlechter keine Aeußerung gethan werden darf, welche auf physische Liebe Bezug hat, oder darauf anspielt: das weibliche Geschlecht muß öffentlich als etwas über die rohen Naturtriebe Erhabenes dargestellt und behandelt werden, ungleich den Griechen, welche sich nicht entblödeten, sogar auf der Bühne die unanständigsten Ausdrücke vorzubringen.*)

Diese Verehrung ist etwas Uraltes, denn schon Tacitus spielt im achten Kapitel seines bekannten Werkes darauf an. Und wiewohl er sagt, daß das Weib des alten Deutschen sich zu voll-

---

*) Man sehe z. B. Vers 569 der Antigone des Sophokles, Brunck's Ausgabe.

kommener Theilnahme an dem Schicksal ihres Mannes anheischig machte *), und in der Regel keine politischen Vorrechte genoß, wurde durch diese Verehrung dennoch eine eigene Weiberherrschaft begründet, die sich in der ganzen deutschen Geschichte hinzieht. Und so ist eine wunderbare Wechselwirkung: die Weiber herrschen bey uns durch ihre mehr oder minder mächtigen Verehrer, aber damit sie mit Ehren herrschen können, muß die Moral auf eine strenge Sittsamkeit derselben sehen.

Blicken wir nun nach diesen vorläufigen Bemerkungen in Fichte's Sittenlehre, so finden wir von Seite 443 an im Ganzen folgende Theorie der Ehe:

„Das Verhältniß der Ehegatten gründet sich auf eine Veranstaltung der Natur, in zwey verschiedenen Geschlechtern die Menschheit fortzupflanzen. Da das männliche Geschlecht etwas Thätiges, das weibliche aber etwas Leidendes oder Hingebendes ist, so muß sich der Geschlechtstrieb des lezteren nothwendig als Liebe äußern, das heißt, als Hingebung an einen bestimmten Mann, und dann wird diese Liebe nothwendig zur Ehe. Man kann nicht sagen, es sey die Pflicht des Weibes zu lieben, weil der Liebe ein Natutrieb, der nicht von der Freyheit

*) Tacit 18.

abhängt, beygemischt ist; aber man kann sagen, daß da, wo auch nur einige Anlage zur Moralität ist, der Naturtrieb nicht anders, als unter der Gestalt der Liebe erscheinen könne. Der Geschlechtstrieb des Weibes in seiner Roheit ist das Widrigste und Eckelhafteste, was es in der Natur gibt; und zugleich zeigt er die absolute Abwesenheit aller Sittlichkeit. Die Unkeuschheit des Herzens beym Weibe, wenn sie auch aus anderweitigen Gründen nie in Handlungen ausbräche, ist die Grundlage zu allen Lastern; dagegen die weibliche Reinigkeit und Keuschheit, die eben darinn besteht, daß der Geschlechtstrieb sich nur in der Gestalt der Liebe zeigt, die Quelle alles Edeln und Großen in der weiblichen Seele. Für das Weib ist Keuschheit das Prinzip aller Moralität."

Gegen diese Theorie ist Manches zu bemerken, vor allem aber, daß die platonische Ideenlehre vorzüglich in der Liebe Bestättigung *) findet. Jedem Individuum der beyden Geschlechter ist nemlich ein gewisses Ideal angebohren,

---

*) Ich weiß recht gut, daß Adelung Bestätigung schreibt, aber seine Beweise scheinen mir ganz falsch und unstatthaft, und eben wegen des Unterschiedes zwischen unstatthaft und unstät werde ich immer bestättigen und Bestättigung schreiben, wie es auch gesprochen wird.

nach welchem es sich seinen geliebten Gegenstand aussucht, und die erste Liebe zeigt sich mit einem ausserordentlichen Eigensinn für die angebohrne Form oder das angebohrne Bild: wir Männer lieben die Weiblichkeit im Ganzen nicht, sondern nur das unserem Ideal entsprechende Individuum, und so ist es auch der Fall mit dem Frauengeschlecht, welches ebenfalls seine gewissen Individuen zu Liebhabern erwählt. Wenn nun so der Anfang der Liebe durchaus platonisch ist, wird doch der Fortgang derselben bald irdisch und ganz bürgerlich, denn zu unserer angebohrnen Form der Weiblichkeit finden wir bald mehrere Individuen passend, dieselbe Erfahrung machen ihrer Seits auch die Weiber, und so sinkt der Enthusiasmus Schwärmerisch-Liebender zum bloßen gemeinen Geschlechtstrieb und zur ökonomischen Ansicht der Ehe herab. — Einzelne Ausnahmen können diese Erfahrungen nicht widerlegen.

Bey vielen Nationen finden wir keine schwärmerische Ansicht der Liebe, sondern höchstens eine dichterisch gedachte Geschlechtslust, unter welcher Gestalt uns besonders die Liebe bey den griechischen und römischen Dichtern erscheint: wir Germanen werden in diese Ansicht nie eingehen dürfen, wenn wir unsere Nationalität erhalten wollen. Unsere Moral wird daher behaupten müs-

sen, daß wir die durch unsere ganze Geschichte sich hinziehende Verehrung und den darauf begründeten Spielraum der Weiber fernerhin erhalten, und die platonische Ansicht der Liebe eher als die rohe sinnliche, wobey das weibliche Geschlecht nur verlieren würde, begünstigen sollen. Die größte Revolution und Auflösung aller geselligen Bande würde nemlich erfolgen, wenn Schriftsteller oder Regenten das bisher in unserem Volk bestehende Verhältniß der beyden Geschlechter zu einander leichtsinnig umwerfen oder auch nur umgestalten wollten. Darum ist auch die Keuschheit in dem Sinn unserer Nation eine Tugend, und zwar für beyde Geschlechter, darum sind Bücher, welche schwärmerische Liebende schildern, erlaubt, darum sind Schriften und Bilder obscönen Inhalts verwerflich, darum ist Polygamie und Polyandrie unsern guten Sitten zuwider.

Wenn sonach Fichte abermal eine Theorie aufgestellt hat, die nicht ganz der Natur gemäß ist, so wollen wir uns doch darum wieder mit ihm aussöhnen, weil er Seite 449 und 450 seiner Sittenlehre Folgendes vorträgt:

„Es ist die absolute Bestimmung eines jeden Individuum beider Geschlechter, sich zu verehlichen. Der physische Mensch ist nicht Mann oder Weib, sondern er ist beides; eben so der mora-

lische. Es gibt Seiten des menschlichen Charakters, und gerade die edelsten desselben, die nur in der Ehe ausgebildet werden können; die hingebende Liebe des Weibes; die alles für seine Gesellin aufopfernde Großmuth des Mannes; die Nothwendigkeit, ehrwürdig zu seyn, wenn man es nicht um sein Selbst willen wollte, um des Gatten willen; die wahre Freundschaft — Freundschaft ist nur in der Ehe möglich, da aber erfolgt sie nothwendig — Vater- und Mutter-Empfindungen, u. s. w. Das ursprüngliche Bestreben des Menschen ist egoistisch; in der Ehe leitet ihn selbst die Natur, sich in andern zu vergessen; und die eheliche Verbindung beider Geschlechter ist der einige Weg von Natur aus den Menschen zu veredlen. Die unverheirathete Person ist nur zur Hälfte ein Mensch. *)

---

*) Diese Ansicht ist platonisch. In dem Gastmahl sagt Plato, die Menschen hätten im Anbeginn der ältesten Zeitalter vier Füße und vier Hände gehabt, einen Kopf mit doppelten Gesichtern, einen kreisrunden Leib, und hätten sich auf ihre acht Gliedmaßen gestützt durch das Radschlagen im Kreise fortbewegt. Weil sie aber zu unbändig gewesen wären, habe sie Zeus in zwey Hälften zerschnitten, und dadurch in die gegenwärtige Menschenform verwandelt. Nun suche der Gott Eros diese zerschnittenen Menschen durch Liebe zu vereinigen, und zu ihrer ursprünglichen Natur zurück zu führen. S. 189.

Nun läßt sich zwar freilich keinem Weibe sagen: du sollst lieben; keinem Manne: du sollst geliebt werden und wieder lieben, weil dies nicht ganz von der Freiheit abhängt. Aber dies läßt sich als absolutes Gebot aufstellen: daß es nicht mit unserm Wissen an uns liegen müsse, daß wir unverehlicht bleiben. Der deutlich gedachte Vorsatz, sich nie zu verehlichen, ist absolut pflichtwidrig. Ohne seine Schuld unverheirathet bleiben, ist ein groẞes Unglück; durch seine Schuld eine groẞe Schuld. — Es ist nicht erlaubt diesen Zweck andern Zwecken aufzuopfern, etwa dem Dienste der Kirche, Staats- und Familien-Absichten, oder der Ruhe des speculativen Lebens, und dergl., denn der Zweck, ein ganzer Mensch zu seyn, ist höher, als jeder andere Zweck."

Sie werden nun, meine Herren, die Überzeugung gewonnen haben, daß wir, sobald im Ernst gesprochen werden soll, das gegenwärtige Verhältniß der beyden Geschlechter zu einander in Ehren halten und uns nichts erlauben sollen, was eine leichtsinnige Ansicht desselben verrathen möchte. Der griechische Philosoph Krates kann immerhin seine Töchter ihren Liebhabern dreißig Tage zur Probe gegeben haben*): wir Germanen dürfen nie Einrichtungen der Art vorschlagen

*) Diogen. Laërt. VI, 5. zu Ende.

oder nur loben; Carl der Große mag immerhin vier Gemahlinnen zu gleicher Zeit gehabt haben: wir dürfen ihn hierinn nicht nachahmen.

Das Verheyrathen mit nahen Anverwandten ist dem schwärmerischen Liebesbegriff der Germanen gar nicht entsprechend, und da es auch der Unsittlichkeit in dem Schooße der Familien vielen Vorschub leisten würde, so wird es von unserer Moral eben so gut als von der Kirche verboten. Eben so nationell ist es, auf Gleichheit des Standes bey der Ehe zu sehen, da die germanischen Nationen bis hieher so schneidend strenge Grundsätze hierüber geltend machten, so daß selbst Ehen von Prinzen aus regierenden Häusern mit adeligen Jungfrauen für keine rechtmäßigen Ehen gehalten wurden. Wir leben nicht in einem solchen Volk, dessen Kaiser die gebildete Tochter eines Philosophen mit allgemeiner Billigung und Zustimmung heyrathen kann, wie es der Fall mit dem Kaiser Theodosius und seiner schönen Gemahlin Eudosia war, deren Geschichte uns Addison in seinem Guardian so schön beschrieben hat. Meiner Meynung nach sind die Bekenner der christlichen Religion alle einander gleich, denn vor dem Gott der Christen gilt ja kein Ansehen der Person: aber dennoch ist Reinhard dieser religiösen Gleichheit untreu geworden, und hat im dritten

Bande seiner christlichen Moral *) die Gleichheit des Standes als ein höchst nothwendiges Erforderniß der Ehe zu erweisen gesucht. Dieses ist uns abermal ein Beispiel, wie viel mehr als alles Andere die Nationalität in der Moral gilt.

Über die Eigenschaften eines Ehegatten hat Gellert in seiner Vorlesung von der Ehe folgende beherzigungswerthe Worte geäußert:

„Je mehr Glück oder Unglück von dieser genauesten Vereinigung beyder Geschlechter abhängt, desto vorsichtiger sollen wir bey unserer Wahl seyn, und desto strafbarer sind diejenigen, die uns wider unsere Neigung, durch gutgemeynte aber tyrannische Bewegungsgründe zur Ehe zwingen oder von ihr zurück halten. Je gewisser es ist, daß keine Liebe ohne wahre Verdienste bestehen kann; desto mehr Verdienste sollen wir uns, vor dieser Wahl, und nach ihr, zu erlangen bestreben. Ein Mann, in männlichen Künsten und Geschicklichkeiten unerfahren, wird sein Ansehen in der Ehe nicht lange behaupten. Und wie soll ihn sein Weib ehren, wenn sie weder den Verstand noch den Schutz bey ihm findet, den sie sich mit Recht von ihm versprach? Er kann sich selbst nicht regieren; wie wird er klüglich und

*) Seite 390.

sanftmüthig in seinem Hause zu herrschen wissen? Er beobachtet keine Pflichten des Hausstandes anders als nachlässig; und also verwahrloset er das Glück der Ehe durch sich selbst. Er ist ohne Geschäfte, und durch seine Trägheit wird er dem besten Weibe zur Last, und macht ihr seine Fehler sichtbar, die er durch Klugheit und Arbeitsamkeit aus ihrem Auge entfernen würde. Und wenn kann ein solcher Mann, so es ihm an Arbeitsamkeit fehlet, ein Vergnügen mit ihr theilen, das sein Verdienst, und ihr ein Beweis seiner Sorgfalt und Liebe wäre? Er, leer an Verstand und an Tugend, will seinem Hause gute Kinder und der Welt nützliche Bürger erziehen? Wie läßt sich dieses denken? Welche Quelle von Verdruß und Thorheiten wird seine Ehe, und welcher Irrgarten sein Haus seyn, wenn nicht seine Gattinn durch seltene Eigenschaften allen diesen Übeln vorbeugt!

Ein Weib, unerfahren in weiblichen Künsten und Geschicklichkeiten, die nicht mehr Verstand besizt, als ihr Putz erfordert, und keine andere Tugend kennt, als den Reichthum oder die Schönheit, die sie ihrem Mann stolz entgegen trägt; ein Weib ohne Erziehung, die Sclavinn ihrer Leidenschaften, die noch nie ernsthaft daran gedacht hat, warum der Mensch auf der Welt ist; ein solches Weib soll den Mann glücklich, die

eheliche Liebe dauerhaft, das Haus ruhig und gesegnet, und ihre Kinder weise und tugendhaft machen? Der Mann, der sie kennt und dennoch wählt, ist, so vernünftig er sonst heißen mag, ein Thor, der die Absicht der Ehe vergißt. Der Mann, der sie wählet und nicht kennt, hat auf gut Glück gewählet, und bey der wichtigsten Begebenheit als ein Kind gehandelt. Hat er sich von der Einbildung, von der Schönheit, von Freunden hintergehen lassen: so hat er nicht für sein Herz gewählet, und nicht weniger seinen Verstand um Rath zu fragen vergessen. Hat er sie bloß des Reichthums, des Standes und seines künftigen äusserlichen Glücks wegen gewählet: so hat er nicht an die Hauptabsicht der Ehe gedacht, und statt des Bundes der Liebe nur einen elenden Contract des Eigennutzes geschlossen." Meiner Erfahrung nach sind diejenigen Mädchen vorzüglich zu Gattinnen zu wählen, welche achtungswürdige Mütter haben: Töchter buhlerischer Mütter tragen meist auch Buhlerisches an sich, sollten sie es auch anfänglich zu verstecken wissen, und das Häusliche, Wirthschaftliche und sonst Wohlthuende und Gefällige, was Hausfrauen auszeichnen soll, können sie nur von ihren Müttern lernen.

Unmoralisch ist sonach die Koketterie des weiblichen Geschlechts, welche in dem Bestre-

ben besteht, die Sinnlichkeit des männlichen Geschlechts zu erregen, sie darf aber nicht mit jener unschuldigen Begierde eines reinen Mädchens verwechselt werden, die sich dem Gegenstand ihrer Liebe bemerklich zu machen sucht. Reinhard handelt diesen Gegenstand unter dem Begriffe der Buhlerey ab, und sagt: „Die Buhlerey ist grob, wenn die Versuche, den Geschlechtstrieb bey Jemand zu wecken, unverschämt sind, und in frechen Reden und Handlungen bestehen. Die Buhlerey ist fein, wenn sich der Vorsatz, Andere verliebt zu machen, verbirgt, und sich studirter Gunstbewerbungen bedient. Die feine Buhlerey nimmt lauter unschuldig scheinende, wohl gar rühmliche Gestalten an, und hat nicht selten sogar die Miene der Frömmigkeit. Verbindet sie sich mit Eitelkeit, und legt es bloß darauf an, viele Siege davon zu tragen, ohne es zu einer ernstlichen Liebe kommen zu lassen: so heißt sie Koketterie. Der Reinheit des Herzens, welche das Christenthum fordert, und der Vorsichtigkeit des Wandels, auf die es dringt, kann nichts mehr entgegen gesezt seyn, als die Buhlerey, sie nehme eine Gestalt an, welche sie wolle.*)" Nach dem, was wir bereits als nationelle Sitte des

---

*) Christliche Moral I, 542.

Umgangs beyder Geschlechter darstellten, ist die Buhlerey auch nationell unmoralisch.

Unmoralisch ist aber auch bey dem männlichen Geschlecht jene Allerwelts-Courmacherey, welche diese oder jene Individuen unserer Zeit sich als das Ziel und das Ideal des jugendlichen Lebens setzen und denken. Sie ist unsern ursprünglichen Sitten zuwider, und bezeugt und bewirkt einen Leichtsinn über ein doch nicht leichtsinnig zu fassendes Verhältniß. Noch weit verwerflicher aber ist es, auf recht viel Siege über das weibliche Geschlecht auszugehen. Doch sollten unsere Staaten nicht so eingerichtet seyn, daß sie die Ehelosigkeit der Männer so sehr beförderten, und dadurch die Unsittlichkeit gleichsam rechtfertigten; das Recht sich zu verheyrathen ist ein natürliches Recht, dessen Ausübung der Staat nicht erschweren sollte.

Wünschen Sie vielleicht zu wissen, was in der naturphilosophischen Schule von der Ehe gelehrt wird, so will ich Ihnen aus Wagner's Staat eine Stelle mittheilen. Seite 144. heißt es nemlich daselbst:

„Das Lezte und Höchste (von den vier Formen des Geschlechtsverhältnisses) ist demnach die reine Monogamie, welche ihr Geschlechtsverhältniß als Sacrament in der Idee begreift, durch welche es für dieselbe Individualität nur einmal

gesezt werden kann, weil d i e s e Männlichkeit nur durch d i e s e Weiblichkeit und umgekehrt aufgewogen wird, und also die Substitution eines andern Individuums unmöglich wird. Diese strenge Einheit der Ehe geht auch durch das ganze Universum hindurch, indem es überall nur der Eine Geist ist, der mit der Einen Natur sich begattet, und wenn der Geist als Mann sich in einer andern Gestalt zeigt, so kommt ihm auch die Natur als Weib in einer andern genau auf diese Männlichkeit berechneten weiblichen Form entgegen, und nur diese beyden sind für einander geschaffen. Dies hat auch der Mythus überall anerkannt, der dem Gotte in derselben Gestalt immer nur d i e s e G a t t i n gibt, und wenn der Gott sich mit einer andern Göttin verbindet, so ist er auch selber ein anderer geworden, und die neue Gattin ist für diese Verwandlung gemacht, und ist eigentlich seine erste, die nur in jeder seiner Verwandlungen für ihn eine andere wurde. Die christliche Mystik suchte auf ihre Weise die Ehe ebenfalls als Idee zu setzen, und machte die christliche Kirche zur Braut und Christus zum Bräutigam, und feyerte damit die Monogamie, wie der heidnische Mythus, in welchem die Polygamie durchaus nur scheinbar ist. Diese allein göttliche Form des Geschlechtsverhältnisses wird

aber in einer Nation erst dann allgemein werden können, wenn das öffentliche Leben sich von aller oben erwähnten Unordnung, welche den Geschlechtstrieb ausschweifen macht *), befreyt haben wird, bis dahin bleibt sie die Ehe der Edeln."

---

*) §. 178 heißt es nemlich: Die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes gründen sämtlich in dem Mangel einer streng diätetischen und gymnastischen Erziehung der Jugend, in dem unvollendeten Zustand unserer Nahrungsverhältnisse, welche es nicht gestatten, daß jeder junge Mann zu rechter Zeit in die Ehe trete, in der Schiefheit unserer Kulturverhältnisse, welche auf der einen Seite üppige Weichlichkeit erzeugen, auf der andern Seite zu einer stillsitzenden über sich selbst brütenden Lebensart führen, und endlich in dem Mangel eines Gesetzes über das Alter der werdenden Ehegatten. Um dem Manne gleich zu stehen, muß das Weib durchaus um mehrere Jahre jünger seyn, und das Gesetz muß keine Ehe gestatten, die von diesem natürlichen Verhältnisse abweichen will.

X. Von den Pflichten der Eltern gegen die Kinder, und der Kinder gegen die Eltern.

Meine Herren, man hat von jeher geglaubt, daß die Eltern ihren Kindern die Erziehung schuldig sind, wiewohl man verschiedene, mit unter auch sonderbare Gründe davon angab, wie ich Ihnen nachher sagen werde. Der negative Weg ist wohl hier der sicherste: man lasse die Eltern ganz aus dem Spiel, und beweise uns, daß jemand Anderes, etwa eine fremde Privatperson oder der Staat, mehr Beruf und Neigung habe, neugebohrne Kinder zu erziehen, und dann wird man uns erlassen, für eine von der Natur selbst gebotene Einrichtung einen positiven Beweis zu führen.

Unter der Erziehung versteht man physische Erhaltung, Bildung des Körpers, Geistes und Herzens nach Maasgabe der besondern Verhältnisse, und Anleitung zu einem Wirkungskreis im Staate, bestehe er nun entweder in einem rein bürgerlichen Erwerb, oder in einem vom Staat übertragenen Geschäft, oder in einem aristokratischen Daseyn. Reinhard verlangt in seiner

Moral, die Erziehung solle die wahre Bestimmung des Menschen stets vor Augen behalten, und alles derselben gemäß anordnen und richten: da uns nun die Philosophen bisher sehr in Ungewißheit gelassen haben, was denn eigentlich die Bestimmung des Menschen sey (denn die verschiedenen Schulen sind gar sehr verschiedener Meynung hierüber), so erkennen wir das für menschliche Bestimmung, was unser Volk seit längerer Zeit dafür erkannt hat. Bekanntlich ist die Pädagogik oder Erziehungskunst in den neueren Zeiten von Gelehrten aller Art sehr fleißig behandelt worden, und unermeßlich ist die Anzahl der darüber erschienenen Schriften, aber dennoch haben sich diejenigen Menschen, an denen eine ganze Kunst verschwendet wurde, durch Leben und That oft gar nicht vor denen hervorgethan, welche bey ganz gewöhnlichen Anlagen unter den Augen herzlich um sie besorgter Eltern ohne alle künstliche Erziehung heranwuchsen. Man scheint gar nicht zu bedenken, wie sehr der verständige Mensch sich selbst erzieht und bildet.

Wir halten also nur dies für Pflicht der Eltern, daß sie ihr Kind so physisch erziehen und pflegen, wie es die bessern und vernünftigern Leute ihres Zeitalters zu thun gewohnt sind, daß sie ihm mit Herzlichkeit entgegen kommen, und ihm im Hause und sonst noch keine bösen Beyspie-

le sehen lassen, daß sie es nach und nach auf die Verhältnisse der Welt und den Unterschied des Guten und Bösen aufmerksam machen, und dann von dem Schicksal erwarten, welchen Weg ihr Kind einschlägt: dabey mag es denn alles lernen, was es nach seinem Stand und künftigem Wirkungskreis körperlich und geistig leisten muß. Man erziehe aber die Kinder nie zu spielend. Ich habe es als Lehrer häufig beobachtet, daß diejenigen unter meinen Schülern sich als Menschen und Studirende am Besten bewährten, die aus einem wackern Hause herkamen, wo sie ganz schlicht und fast nur durch das Beyspiel erzogen worden waren, und ihre geistige Bildung auf dem gewöhnlichen ernsten Weg erhalten hatten. Denn ich habe die Erfahrung sehr oft gemacht, daß viele Jünglinge als Menschen oder Gelehrte ihre Bestimmung ganz verfehlten, die zu sehr an das Gängelband oder die strenge Controle ihrer Aufseher, oder an das Spielende ihrer Methode gewöhnt worden waren. Eine gewisse Freyheit und Selbstständigkeit ist schon für das Knabenalter nothwendig, nothwendiger aber noch in den Jahren des Jünglings; dann lerne auch der Mensch frühzeitig, daß des Spieles im Leben nur wenig vorkommen kann.

Um aber ganz dem Titel unseres gegenwärtigen

Kapitels zu entsprechen, wollen wir vorerst die aus Fichte's Sittenlehr von Seite 450 an hieher gehörigen Ansichten und Resultate zusammen gedrängt vortragen;

„Zwischen dem Vater und dem Kinde ist absolut kein natürlicher Zusammenhang, sondern derselbe besteht nur zwischen der Mutter und dem Kinde. Mutter und Kind sind animalisch vereinigt, und da die Mutter ein vernünftiges Wesen ist, so erhebt sich der bloße Naturtrieb zu einem Herzensbedürfniß. Von einem Weib, das der Empfindung der mütterlichen Zärtlichkeit nicht fähig wäre, könnte man ohne Zweifel sagen, daß sie sich nicht über die Thierheit erhöbe. Die Liebe des Vaters zu seinem Kinde entspringt aus seiner Liebe zur Mutter. Eheliche Zärtlichkeit macht es ihm zur Freude und zur Pflicht, die Empfindungen seiner Gattinn zu theilen, und so entsteht in ihm selbst Liebe für sein Kind, und Sorge für seine Erhaltung. Die erste Pflicht der Eltern gegen ihr Kind ist diese Sorgfalt für seine Erhaltung, wodurch auch die Zucht zur Pflicht wird; später tritt die Pflicht einer höhern Erziehung ein, der Erziehung zur Moralität. Diese hat es erstlich auf sich, die Kräfte des Kindes zweckmäßig zu bilden, damit es ein gutes Werkzeug zur Beförderung des Vernunftzwecks seyn könne, also Geschicklichkeit bey ihm hervor-

zubringen, dann soll sie zweytens der gebildeten Freyheit des Zöglings eine moralische Richtung geben, und dazu wird der Gehorsam der Kinder erfordert und denselben zur Pflicht gemacht. Gehorsam ist die Wurzel aller Moralität bey Kindern, denn er gründet sich auf die Achtung und die Unterwürfigkeit unter die zwar nicht begriffene aber dunkel empfundene Superiorität des Geistes und der Moralität der Eltern, auf die Liebe zu ihnen, und auf das Streben, ihnen gleich zu werden. Über die Grenzen und die Dauer des Gehorsams haben die Kinder nie zu entscheiden, sondern bloß die Eltern oder der Staat. Auch nach der Freylassung der Kinder dauert zwischen ihnen und den Eltern noch ein besonderes moralisches Verhältniß fort: die Eltern behalten die Pflicht der Sorgfalt und der Ertheilung des guten Raths, und die Kinder die der kindlichen Ehrerbietigkeit, auch haben sie gegenseitig die Pflicht einander beyzustehen und sich zu unterstützen."

Wir sind wohl alle nicht der Meynung, daß die Väter ihre Kinder um der Mütter willen lieben, vielmehr möchte die Quelle dieser Liebe in dem Vater-Gefühl zu suchen seyn, denn mancher Vater liebt seine Kinder zärtlich, während er die Mutter verachtet oder doch ganz gleichgültig behandelt; was kann auch das männliche Ge-

schlecht davor, daß der natürliche Zusammenhang der Eltern mit dem Kinde nur bey der Mutter am längsten dauert? Wir wollen uns also lieber so aussprechen, daß der Vater unter allen Umständen, auch wenn er die Mutter gar nicht lieben kann, dennoch seine Kinder lieben solle und müsse. Aus dieser Liebe, deren die Mutter noch mehr fühlt, geht die Pflicht für die Eltern hervor, ihr Kind zu erhalten, zu nähren, zu pflegen, zu kleiden, und späterhin die Pflicht, es zu einem Menschen zu erziehen. Die Erziehung aber, meine Herren, ist etwas Unendliches, eine Aufgabe, die nur durch den Tod gelöst wird, und unsere Erzieher sind wiewohl zuerst unsere Eltern, aber sowohl die lebendige Mitwelt als die todte Vorwelt erzieht und bildet ebenfalls mit, und der Mensch selbst ist eine unendliche Aufgabe.

Bey den ältern Römern war die väterliche Gewalt von sehr großem Umfange. Der Vater hatte das Recht über Leben und Tod der Kinder; er konnte die Kinder als Sclaven verkaufen, ja, wenn diese von ihren Herren wieder freygelassen wurden, so fielen sie dreimal in die väterliche Gewalt zurück, und nur erst durch die vierte Manumission waren sie frey; er konnte sie auch in gewissen Fällen aussetzen; alles, was die Kinder erwarben, nahm der Vater als Eigenthum

an sich, und die Kinder konnten nichts Eigenthümliches haben; wider Willen des Vaters konnten sich die Kinder nicht verheyrathen, u. s. w: Weder Amt noch Würde befreyte die Kinder von dieser Gewalt, bloß die vestalischen Jungfrauen und Flamines Diales, oder Priester des Jupiters, waren bis zu Justinian's Zeiten ausgenommen. Die Volljährigkeit trat mit dem zurückgelegten fünfundzwanzigsten Jahr ein.

Von dieser väterlichen Gewalt wissen wir Germanen nichts, auch erzählt Tacitus in dem dreyzehnten Kapitel seines öfter angeführten Werkes, daß bey unsern Vorfahren die öffentliche Anlegung der Waffen in einer Volksversammlung die Jünglinge zu selbstständigen Staatsbürgern erhob, da sie zuvor nur als Familienglieder betrachtet wurden. Es scheint sonach Pflicht germanischer Eltern heutiger Zeit zu seyn, ihre männlichen Kinder so zu erziehen, daß sie in den Jahren der Wehrhaftigkeit aller fernern elterlichen Aufsicht und Leitung entübrigt seyn können. Dazu gehört, daß man den Kindern frühzeitig eine gewisse Freyheit läßt, und sie nicht zu Sclaven eines Eigensinnes macht, in welchem sich manche Eltern leider gar zu sehr gefallen: die väterliche Gewalt im Sinne der Römer kann nie bey unserem Erziehungswesen eingeführt werden! Es führen sie aber diejenigen Philosophen ein,

die, wie Fichte in seiner Sittenlehre S. 460, behaupten, das Kind dürfe nie fragen, wie weit der unbedingte kindliche Gehorsam gehen solle, denn es solle nur gehorchen, und sein Gehorsam bestehe darinn, daß es nicht weiter frey seyn wolle, als die Eltern es frey lassen: ob der Zweck der Erziehung erreicht sey, darüber könne das Kind nicht Richter seyn. — Wenn dieses im Ernste die Pflicht der Kinder wäre, so müßten ja alle Eltern überzeugt seyn und beweisen können, daß ihre eigene Erziehung ganz vollendet wäre, aber welcher Mensch kann das von sich behaupten, da die Erziehung etwas Unendliches ist? Viel menschlicher und schöner äussert sich Reinhard, wenn er sagt: 1) „Alle Gewalt, welche den Ältern über ihre Kinder zukommt, entspringt aus der Pflicht, das wahre Beste der lezteren zu befördern; sie muß also in allen ihren Aeusserungen wohlthätig seyn, und wird ungerechte Anmaaßung, sobald sie dieß nicht ist. 2) Christliche Aeltern sind berechtigt, ihre Kinder auch mit Strenge zu behandeln, allein diese Strenge darf keine andere seyn, als die vernünftige und heilsame. 3) Christliche Aeltern dürfen die Gewalt, welche die bürgerlichen Gesetze ihnen über ihre Kinder einräumen, zwar annehmen und ausüben, aber nicht anders, als nach den Vorschriften der Liebe und zum wahren Wohl ihrer Kinder; sobald

dieses leiden würde, wenn sie ihres äusserlichen Rechtes nach seinem ganzen Umfange sich bedienen wollten, sind sie im Gewissen verbunden, sich desselben zu begeben. Diese Pflicht ist insonderheit bey dem Einflusse nie aus den Augen zu setzen, welchen Aeltern auf die Verheirathung ihrer Kinder nach den bürgerlichen Gesetzen gemeiniglich haben können. Der Eigensinn, mit welchem die Aeltern ihre Einwilligung zur Verheyrathung ihrer Kinder bald geben, bald zurückhalten, wird die traurige Ursache von tausend unglücklichen Ehen, und hindert eben so viel glückliche. Christliche Aeltern haben sich daher bey diesem Geschäfte nicht als Gebieter anzusehen, so sehr sie auch durch die bürgerlichen Gesetze dazu berechtigt scheinen, sondern lediglich als Rathgeber, welche durch ihre reifere Erfahrung ihre Kinder leiten, aber in keinem Fall zwingen müssen. 4) Endlich werden vernünftige Eltern ihre Gewalt, die Kinder durch ihre Befehle zu lenken, in eben dem Grade freywillig vermindern, in welchem jene fähig werden, ihr Betragen selbst zu ordnen, und sich nach Ueberlegung und Pflicht zu richten. *)" Derselbe Morallehrer behauptet ferner, die Pflichten, welche die Kinder ihren

---

*) Dritter Band, S. 484. u. ff.

Eltern schuldig sind, vereinigten sich insgesammt in dankbarer Liebe, woraus Folgsamkeit und Gehorsam, Geduld und Nachsicht bey den Fehlern der Eltern, ein Bestreben, diese in allem Guten und Rühmlichen zum Muster zu nehmen, und eine Bereitwilligkeit, die von ihnen empfangenen Wohlthaten zu vergelten, nothwendig entstehe. — Was er hier vorträgt, ist weniger im Christenthum als in seinen größtentheils nationellen Ansichten begründet.

Das Technische der Erziehung genau zu erörtern, ist wohl hier der Ort nicht, denn man müßte ein ganzes Werk schreiben, wenn man Alles erfassen wollte, auch ist Ihnen bekannt, wie neuerdings der Philanthropinismus von dem Humanismus, der Humanismus von der Divinität, und so ein System der Erziehung von dem andern aus dem Feld geschlagen werden sollte. Ich kann bloß die Behauptung aufstellen, daß die Erziehung immer im Geist und im Sinn unserer Nation erfaßt und betrieben werden muß, der allerdings seine Epochen hat. Unsere bisherigen Theorien scheinen mit unter noch sehr eigensinnig oder auch sonderbar zu seyn. In Wagner's Staat finden Sie z. B. von Seite 147 an folgende Theorie der Erziehung:

„Das Erste ist offenbar die Geburt, welche von Seite der Mutter durch das Säugen fortge-

sezt wird, das für das gebohrne Kind an die Stelle der Nutrition im Uterus tritt, wobey denn auch kein Zweifel statt finden kann, daß das Kind die Milch seiner Mutter trinken müsse. — Die übrige physische Erziehung aber muß mit einer strengen Gewöhnung zu einfachen und mässig genossenen Nahrungsmitteln anfangen, und die natürlichen Bedürfnisse der Ruhe und Bewegung, des Schlafens und Wachens in ihren angemessenen Verhältnissen halten. An diese diätetische Seite der Erziehung schließt sich zunächst die Uebung der Sinne an, um sie ganz in die Gewalt der Willkühr zu bringen; denn auf dieser Gewalt beruht zur Hälfte das, was man Geistesgegenwart nennt, und was im Leben so nothwendig und zu einem würdigen Verhältnisse des Menschen zu den Dingen um ihn unerläßlich ist. Diese Uebung der Sinne muß da, wo die Natur die Duplicität nicht so sichtbar, wie im chemischen Sinne (Geschmack und Geruch) gesetzt hat, das heißt namentlich bey dem Ohre, ihr zur Entwicklung verhelfen, und also nicht blos überhaupt das Gehör üben, sondern im Gehöre das innere Ohr (Schnecke) oder den musikalischen Sinn hervorrufen. Eben so muß mit dem freyesten Sinne, der zugleich auch das beweglichste Organ hat, früh die Beurtheilung der Distanzen und Größenverhältnisse verbunden und zugleich der Zögling

gelehrt werden, die optische Erscheinung eines Dings von seinem auf andere Weise bekannten Daseyn zu abstrahiren, d. h. als Zeichner zu sehen.

Dieser sinnlichen Übung Höchstes ist das Gedächtniß, welches nichts als die Macht des Geistes oder Instinktes über die ganze von dem innern Sinne zusammengefaßte Fülle sinnlicher Anschauung ist. Gedächtniß haben heißt über seine Vorstellungswelt disponiren können, und man erwirbt diese Disposition entweder mechanisch durch die dunkel empfundene oder (durch Auswendiglernen) angewöhnte Association der Vorstellungen wie die gemeinen Gedächtnißmenschen, oder aber, was einzig menschlichen Werth hat, durch freyes Reflectiren auf die Verhältnisse des Vorgestellten und den festen Willen, die erkannten Verhältnisse sich gegenwärtig zu halten. Gedächtniß auf diese Weise erworben und ausgebildet ist die Zierde eines freyen und besonnenen Mannes, und macht ihn zum Herrn über die Summe dessen, was er gelebt hat.

Solche Erziehung muß das Kind dem Jünglingsalter entgegenführen, und wenn der Knabe das siebente Jahr zurückgelegt hat, muß die gymnastische Uebung in öffentlichen Schulen methodisch beginnen, und nach ihrem ganzen Umfange durchgearbeitet werden, indeß allmählig der Un-

terricht in Künsten und Wissenschaften ebenfalls in öffentlichen Schulen sich anschließt. Durch die Gemeinschaftlichkeit des Unterrichts wird erreicht, daß der Zögling sich frühe an Oeffentlichkeit seines Lebens und Handelns gewöhnt, was die Grundlage der Bürgertugend ist; und zugleich wehrt eine solche öffentliche Erziehung viele Weichlichkeit ab, die in der Privaterziehung sich einschleicht. Dabey ist für unsere Zeit vorzüglich zu beherzigen, daß von dem Knaben und Jünglinge alle Genüsse fern bleiben müssen, mit welchen unser krankes Zeitalter als mit heftigen Reitzmitteln sein sieches Leben umstellt hat. Innere Erschöpfung durch Arbeit oder wilde Genüsse und leere Erschlaffung des Geistes haben diese Dinge unter uns eingeführt, die eine gesunde Natur im Gefühl ihrer Kraft und Lebendigkeit von selbst abstossen wird, sobald das Beyspiel sie ihr nicht mehr aufdrängt, und die Gesundheit der künftigen Generationen wird sich zuerst dadurch kund thun, daß aus unserer Umgebung jene Apothekergeräthe von Gläsern, Tassen, Pfeifen und Dosen gänzlich verschwinden. Wie der Apotheker seine Arzneygläser mit Goldpapier ausziert, so hat unser Zeitalter mit jenem Krankengeräthe Luxus getrieben, und sich dadurch zum Theil seine Bedeutung schändlich verhehlt, ob es gleich von einer anderen Seite interessant heißen mag, daß das

Leben auch mit den Bildern des Todes noch spielt.

Die gemüthliche Seite der Erziehung des Knaben und Jünglings verlangt auf der einen Seite besonnene und sich gleich bleibende Strenge, um den Egoismus zu bändigen, auf der andern Seite aber eine heitere Liberalität der erziehenden Eltern, welche den Jüngling zu jeder Entwicklung seiner Kraft einladet. Das Böse in dem Menschen ist die auf das Individuum sich beschränkende thierische Kraft, die von der Universalität des Gemüthes und Geistes gebändigt unschädlich wird, ehe aber Gemüth und Geist zur Entwicklung gekommen sind, muß jenes selbstische Wollen von außen in sich zurückgedrängt werden durch Zucht, und es wird durch die Stärke und Form dieses Egoismus bestimmt, welche Maasregeln zu seiner Bezähmung genommen werden müssen, nur daß auch hier eine Nemesis sey, und der frevelnde Trieb durch sich selber gestraft werde. Seine Formen wird die Wissenschaft bezeichnen als:

Herrschsucht

Habsucht Dünkel

Freßsucht

indem thierisch der Egoismus vom Magen ausgeht, und die Freßsucht des reissenden Thiers in einer menschlichen Seele zur Herrschsucht gesteigert

wird, derselbe Trieb aber minder kühn blos habsüchtig sich über Sachen erstreckt, und in die Reflexion übergegangen als eitler Dünkel sich bläht. Diese Formen, welche alle das Menschliche im Menschen verkümmern, sind Gestalten der Erbsünde, welche dem Menschen anhängt, seitdem seine göttliche Natur sich mit der Erde verbunden hat; aber er kann sie, so wie die Erde, bezwingen.

Die geistige Seite der Erziehung ist durch die Schulen gegeben, von welchen die Rede war; was wir aber die bürgerliche Seite der Erziehung nennen, und was das letzte Werk der Erziehung ausmacht, indem es den angehenden Mann trifft, ist nicht etwa eine äußere Ausbildung der Manieren unsrer Gesellschaft, sondern eine kräftige Einführung in das Leben mit einem für alles empfänglichen Gemüthe und einem durch freyes Schauen jeder Form des Lebens gewachsenen Geiste. Zweyfach verlangt die Wissenschaft den jungen Mann ins Leben zu führen, einmal in das Leben überhaupt, und dann in das Leben seiner Nation, und wenn griechische Staaten blos Bürger für sich bilden wollten, so durften sie dies nur unter Strafe, Griechen zu seyn. Das Nothwendige ist daher, daß der junge Mann aus der Beschränktheit seiner nicht nur

häuslichen, sondern auch nationellen Umgebung gerissen werde, und reise und dieses Reisen, was bey den erwerbenden Ständen bisher Wanderschaft war, bey den höhern Ständen aber theils im Beziehen einer fremden Akademie, theils in wirklichen Reisen nach geendigter akademischer Laufbahn bestand, ist durchaus für die männliche Jugend allgemein nöthig, damit sie ihren Gesichtskreis lebendig erweitere. Nationale Beschränktheit ist nur eine etwas weitere Schranke für die individuelle, und die Xenelasie konnte nur bey einem Völkerstamme zum Gesetz werden, der auf griechische Art Mönch war. Dabey aber muß das Reisen nicht durch ängstliches Einsammeln von Kenntnissen aller Art zum Geschäfte gemacht werden, sondern für den jungen Mann eine Zeit der Freyheit seyn, in welcher er der Schule entronnen und dem Berufe noch nicht gegeben unbefangen seiner selbst der Welt gegenüber genieße, und so für das künftige Würken erstarke.

In das Leben seiner Nation wird der junge Mann eingeweiht, indem er anfängt, entweder seine Niederlassung als Gewerbsmann vorzubereiten, oder für den Staat Geschäfte zu führen. Hat eine Nation ihr Daseyn begriffen und durchgearbeitet, so muß jeder Theil ihres Gebiets die Zahl und Fähigkeit solcher junger Männer kennen, und ihr Unterkommen zu rechter Zeit muß

ihnen durch die Einrichtung der Stände und Staatsgeschäfte gewiß seyn. Daß nun sowohl der Gewerbsmann, als auch wer für die Staatsarbeit lebt, seinen Beruf aus höherem Standpunkte begreife und wisse, daß er der Nation diene, auch indem er für seine eigne Nahrung zu arbeiten scheint, dafür muß durch den Unterricht auf den höhern Schulen gesorgt werden, und insbesondere muß, wer als Mann des Gesetzes, als Arzt oder Seelsorger wirken will, das allgemeine Bedürfniß der Menschheit in dieser Hinsicht begriffen haben. Je näher aber der Jüngling der Zeit kommt, welche ihn in das Leben seiner Nation einführt, desto mehr muß die Zucht von ihm ablassen, und er muß dahin gebracht werden, sich ins Leben zu *wagen*.

Die Geschlechtsdifferenz, welche durch alles Menschliche durchgeht, afficirt auch die Erziehung, und es stehen hier die Geschlechter sich

physisch

gemüthlich *geistig*

bürgerlich

so entgegen, daß *physisch* dem Weibe die Aufgabe einer ausgearbeiteten Gestalt nicht gegeben ist, sondern die Bewahrung der Reitze durch Reinheit des Leibes; *gemüthlich* dieselbe Reinheit ihr Schmuck ist, indem die Natur ihr

die Fülle von Liebe gegeben hat, die sie nur unverletzt zu bewahren braucht; geistig ihre Natur sich dem Produciren versagt, und als auszubildender Sinn sich an jedem gelungnen Produkte ergötzt, und bürgerlich das Weib die Seele des Privatlebens, der Mann aber Geist des öffentlichen Lebens seyn muß. Daraus ist klar, daß die weibliche Erziehung in das elterliche Haus zurückgedrängt werden muß, wo in der frühesten Jugend häufige Bäder die Stelle der gymnastischen Uebungen vertreten; daß ihr Gemüth im Gebiete der Liebe zwischen Eltern und Verwandten zu jeder zarten Empfindung gebildet werden, und ihr Geist an dem Schönen und Vortrefflichen aller Art zum sicher urtheilenden Sinne sich üben, und ihre hausmütterliche Wirksamkeit durch frühe Angewöhnung ihnen geläufig werden müsse. Durch die ganze weibliche Erziehung muß Reinheit des Leibes physisch und symbolisch zugleich durchgeführt werden." —

Gegen diese Theorie läßt sich Manches bemerken. Man kann z. B. fragen, welches ist denn das verlohren gegangene Original der Menschheit, das ihr durch die Erziehung wieder zu finden hofft, oder welches ist das Ideal, dem ihr euere Zöglinge nähern wollt? Wir Deutsche haben es bekanntlich häufig in jenen Zeiten gesucht, wo unsere Vorfahren in ihren Wald-Wildnissen

zu jener ungeheueren Größe heranwuchsen, von welcher Cäsar und Tacitus uns Nachricht geben, allein meiner Ansicht nach ist es ein vergeblicher Versuch, den Organismus auf einmal über zwey Jahrtausende zurückstellen zu wollen. Von der Grösse sagt Jean Paul in seinen Dämmerungen Seite 41: „Riesen sind gewöhnlich so schwachköpfig als Zwerge; die Patagonen sind keine Facultisten; die klein gekörperten Römer und Griechen sahen über die groß aufgebaueten Barbaren hinweg. Wir dürfen nicht den Verlust altdeutscher Vorzüge so hart bejammern, indeß wir den Gewinn neudeutscher gleichwohl zu Markte tragen; der Spiritus der geistigen aus Jahrhunderten zusammengedrängten Kultur wird nicht auf Riesen-Fässer abgezogen, sondern umgekehrt diese auf Flaschen." Wir wollen uns also mit unserer jetzigen Größe begnügen, welche ein nothwendiges Resultat unserer Cultur ist, aber auch nicht suchen eine Organisation mit gleichsam riesenmäßigen Kräften und Functionen durch Erziehungskünste hervorzuzaubern, denn Zweck und Mittel sind fast insgemein ein Mißgriff. Viele Schriftsteller haben nemlich aus Ritterromanen eine Idee menschlicher Kraft und Stärke eingesogen, die nie war noch seyn kann, von Zechern, die ganze Fässer Wein auf einmal leeren, von Kämpfern, die ihre Gegner wie Sei-

fenblasen vernichten, von Kraftmännern, die mit ihrer Klinge eine ganze Stadt im eigentlichsten Verstande erbeben machen, wenn sie damit an die Stadtmauern schlagen: nun soll durch die Erziehung die Menschheit zu solchem riesenmäßigen Organismus gebracht und gesteigert werden! Nein, unser gegenwärtiger Organismus mit seinen beschränkten aber dauerhaften Kräften ist recht gut und brauchbar, und unsere Lebensart bey weitem nicht so fehlerhaft und ungesund, als manche Philosophen uns glauben machen wollen. Denn ernsthaft gesprochen, was ist denn eigentlich das Ideal des Organismus? wie sollen Nerven, Muskeln, Knochen, wie soll das Blut, wie sollen die Eingeweide beschaffen seyn und wirken, wie, wieviel und was soll der Körper essen und trinken, wie soll er im Wachen und Schlafen sich verhalten und gehalten werden, wenn er in größter Vollkommenheit vorhanden seyn soll? Und was ist denn endlich bey unserer jetzigen Cultur das Resultat so vollkommener Organismen? — Alles dieses ist noch gar nicht beantwortet*), und dennoch will man unsere gegenwärtige Lebensart und die ihr analoge Erziehung lächerlich machen!

---

*) Wenn wir z. B. ganz normal-gesunde Organismen hergestellt hätten, müßten wir eine ganze Menge Geschäfte und Einrichtungen aufgeben, um sie gesund zu erhalten, als da sind sitzende Lebensarten und gewisse mechanische und chemische Geschäfte.

Glauben Sie mir, meine Herren, es wird gar viel leeres Stroh von unsern Philosophen gedroschen. Kann man, z. B. etwas Gesünderes sehen, als manche Mädchen vom Lande in unserer Nähe? Sind sie dazu in ihrer frühesten Jugend durch häufige Bäder, wie Wagner will, vorbereitet worden? Wozu sollen die Späße über Gläser, Tassen, Pfeifen und Dosen dienen? Unsere alten Deutschen tranken aus Auerochsenhörnern, die am Rande mit Silber eingefaßt waren*), und wir trinken aus Gläsern und Tassen, weil wir keine Auerochsenhörner mehr haben; wir schnupfen und rauchen Tabak, weil unser Körper feinere Genüsse verlangt, als bloßes Essen und Trinken, und der Tabak auch eine Art Sättigung oder wohlthuende Befriedigung ist. Wir haben durch unsere Bekanntschaft mit den fremden Welttheilen einen kosmopolitischen Körper erhalten, dem fremdartige Genüße nun ein Bedürfniß geworden sind. Wir leiden nicht mehr an der Freßsucht, die in der angeführten Darstellung die Herrschsucht erzeugt, was unserer Meynung nach noch gar nicht erwiesen ist, sondern an dem Bestreben, durch die vielartigsten, mit unter auch feinsten Genüsse den Abgang unsers Körpers zu ersetzen, und ihn durch feinere Anregung und Sättigung selbst zu verfeinern und zu

*) Caesar de bell. Gall. VI, 28.

vergeistigen. Eben so müssen wir die von Wagner gegebene Definition des Gedächtnisses dahin gestellt seyn lassen, und in Hinsicht auf seine übrigen Behauptungen bemerken, daß griechische Geschichte und germanische Nationalität theils vereint theils abwechselnd daraus hervorleuchtet. Die Reisen der Germanen z. B. sind, wie die der Griechen, ursprünglich nur auf die Stammesverwandten beschränkt, und erzeugen keine allgemeine, sondern nur eine nationelle Ausbildung, und das sollte doch ein Philosoph bedacht haben, der keine nationelle sondern eine allgemeine Politik aufzustellen im Sinn hatte. Aber auch hier bestättigt es sich, daß kein Philosoph im Praktischen über sein Volk hinaus zu streben vermag, und daß es also besser ist, das Nationelle der Ansichten lieber ganz aufrichtig einzugestehen. Vieles ließe sich auch noch über die Construction der Begriffe im Viereck bemerken, deren Nothwendigkeit wohl nur in dem Verfasser allein begründet ist, aber wir würden gar zu sehr in das Polemisiren gerathen, und daher wollen wir uns aller weitern Ausstellungen enthalten. Negativ werden Sie nunmehr Manches von meinen Ansichten des Technischen der Erziehung kennen gelernt haben, aber sie ausführlich positiv vorzutragen, muß ich mir auf eine andere Zeit und Gelegenheit vorbehalten.

XI. Von den Pflichten gegen diejenigen, mit denen wir sonst noch in nähern Verhältnissen stehen, so auch von den Pflichten gegen die Nachwelt.

Bey Gellert finden wir eine Vorlesung über die Pflichten der Verwandschaft und Freundschaft, und in dem bereitsangeführten Lehrbuch der moralischen Wissenschaften von Schwarz einen Abschnitt über die Pflichten der wichtigsten besondern Verhältnisse: lassen Sie uns dieses hier zusammen faßen.

Die Völker sind aus Stämmen, die Stämme aus Familien, und die Familien aus der Vereinigung einzelner Individuen und durch Fortpflanzung entstanden, und je fester das Band ist, welches die einzelnen Bestandtheile des Volkes verknüpft, desto fester und haltbarer steht dieses anderen Völkern gegenüber. Es ist also ganz in der Ordnung, wenn die Moral befiehlt, die Bande der Verwandschaft zu ehren, zu erhalten, zu befestigen, und sich derselben nie zu schämen. Man glaube aber nie, daß unsere Verwandten bloß dazu auf der Welt sind, daß wir ihnen zur Last fallen, daß wir ihnen beschwerlich werden, daß wir auf ihre Kosten wirthschaften und sündi-

gen dürfen, und daß nicht eine gewisse Feinheit und Zartheit erforderlich sey, um dieses Verhältniß in seiner Schönheit zu erhalten. Gellert bemerkt ganz richtig: „Der Eigennutz begegnet sich in dieser Sphäre oft am meisten. Die Begehrlichkeit, die einen Schutz in den natürlichen Ansprüchen der Verwandten auf ihre gegenseitige Hülfe zu finden scheint, ist eine giftige Quelle der Mißhelligkeiten; und die unvorsichtige Gemeinschaft des verwandschaftlichen Umgangs erstickt oft die gegenseitige Hochachtung. Vergebens wird man also bey aller Aufrichtigkeit ein guter Verwandter seyn, wenn man in seinen Ansprüchen auf die Rechte des Bluts nicht billig und bescheiden ist, und den vertrauten Umgang, den die Geburt rechtfertigt, nicht durch Vorsichtigkeit und Hochachtung regiert." Und Reinhard sagt: „eine ganz besondere Vorsicht beobachten moralische Verwandte bey dem Umgange, den sie im täglichen Leben mit einander pflegen: sie vermeiden nemlich Alles, was Mißverstand und Uneinigkeiten veranlassen könnte, mit der größten Sorgfalt, um der Welt das eben nicht häufig vorkommende Beyspiel einer einträchtigen, festverknüpften Familie zu zeigen." Verwandte sollen aber auch die Bande des Bluts und der Verwandschaft, die sie mit den Ihrigen vereinigen, in einen pflichtmäßigen Zusammenhang mit

ihren übrigen Verbindungen bringen. Bey allem dem Eifer nemlich, sagt derselbe Reinhard, mit welchem sie den Ihrigen forthelfen, sie begünstigen und ihnen Vortheile zuzuwenden trachten, verlangen sie nicht mehr für dieselben, als sie wirklich verdienen; sie bleiben gerecht gegen Fremde, von denen die Ihrigen übertroffen werden, und erhalten sich frey von allem Familienstolz und Nepotismus, sie hüten sich endlich insonderheit, den Ihrigen auf Unkosten des gemeinen Besten beförderlich zu werden *). Auch Gellert lehrt dasselbe in folgender Stelle:

„So sehr wir indessen für unsere Blutsfreunde und ihr Glück zu sorgen haben: so muß diese Privatliebe doch allezeit durch die allgemeine Menschenliebe eingeschränkt werden, damit sie nicht in eine eigennützige Parteylichkeit ausarte, und dem gemeinen Besten schade. Seine Verwandten, bey geringen Verdiensten, erheben, und würdigern Personen vorziehen, weil diese nicht mit uns aus einerley Geschlechte stammen; seine Verwandten aus Weichherzigkeit bereichern, und Menschen, die eben so gut, oft noch besser, und dabey in weit schlechtern Umständen sind, darben lassen, unter dem Vorwande, seine Familie glücklich zu machen, ist Sünde wider das Pu-

---

*) System der christlichen Moral, III. 494 und 495.

blikum, ist doppelte Sünde; denn wir machen nicht nur die Unserigen durch Würden und Reichthümer, die sie nicht zu tragen wissen, unglücklicher, sondern wir verhindern auch, indem wir zugleich Bessere übergehen, durch unsere Schuld die Ruhe und Ordnung des Publikums. Eine parteyische Empfehlung der Blutsfreunde ist, sie mit dem gelindesten Namen zu belegen, ein frommer Betrug; und wer getraut sich, diesen vor der Welt und dem Richterstuhle des Gewissens zu rechtfertigen? Der gute und sorgfältige Verwandte darf bey seiner Liebe eben so wenig, als der vernünftige Freund, die Regeln der allgemeinen Gerechtigkeit beleidigen; ja, da der Fehler dieser Parteylichkeit so sehr gemein ist, so muß er ihn durch sein Beyspiel widerlegen, und selbst den Schein desselben vor der Welt zu vermeiden suchen.„

Nach den Banden der Verwandschaft sind die Bande der Freundschaft die schätzbarsten, denn sie schaffen unter denjenigen Menschen einen Zusammenhang und ein gemeinsames Wirken, welche sonst vereinzelt oder einander entgegen strebend gewirkt hätten. So wie die Verwandschaft die Menschen von Natur aus vereinigt, so soll die Freundschaft aus der Freyheit hervorgehen und Vereinigungen unter denjenigen Menschen stiften, die sich sonst von einander entfernt gehal-

ten hätten. Wir bedürfen der Freundschaft aber auch in vielen Fällen des Lebens, wo wir einzeln nur trostlos und verlassen dastehen würden, auch kann die Freundschaft viel zu unserer Veredlung beytragen. Die Freundschaft kann mehr oder minder innig seyn, immer aber muß sie sich zu einer gewissen Allgemeinheit erheben, etwa so, wie ehemals in der pythagoreischen Schule. Die Freundschaft der Pythagoreer wurde im Alterthum zum Sprichwort. Welches war ihre Quelle? Bloß der Umstand, daß Pythagoras unter allen Tugenden keine mehr schätzte, als jene Sanftheit und Milde des Gemüths, welche uns gegen Freunde dienstfertig, gegen gleichgültige Personen gefällig, und gegen Feinde versöhnlich macht, Eigenschaften, welchen er den Namen Harmonie der Seele ertheilte. Daher gab er auch seinen Zöglingen die goldene Regel, mit ihren Freunden so umzugehen, daß sie nie Feinde werden könnten, und Feinden so zu begegnen, daß sie Freunde werden müßten. Wir sollen also Freunde suchen, Freundschaften schließen, und der Freundschaft Opfer zu bringen verstehen. Aber die Wahl der Freunde soll nicht übereilt und bedachtlos getroffen werden; auch wäre es unmoralisch, wenn wir Freundschaft auf Kosten anderer Pflichten zu unterhalten und zu hegen suchen wollten, indem wir z. B. unsere Pflichten

gegen die Angehörigen oder den Staat darüber vernachlässigten. Die Pythagoreer sind auch hierinn ein Muster. So eng auch das Band war, welches sie zur Freundschaft verknüpfte, so war es doch von aller Einseitigkeit entfernt, denn Pythagoras empfahl Freundschaft und Wohlwollen gegen alle Menschen, Ehrfurcht gegen Gott, Eltern und Greise, Zärtlichkeit gegen Kinder und Verwandte und selbst Schonung gegen unvernünftige Thiere: nur unverbesserlichen Bösewichtern sollte man Feindschaft ankündigen, aber doch auch nie vergessen, daß sie Menschen blieben.

Das Wesen der Freundschaft hat Reinhard im dritten Band seiner Moral, Seite 521 und folgende, sehr schön aus einander gesezt. Er behauptet nemlich, Hochachtung, herzliches Wohlwollen, Drang und Neigung sich mitzutheilen, und das Bestreben, ähnliche Gesinnungen gegen uns in einer Person zu unterhalten, die uns vorzüglich werth ist, machten das Wesen der Freundschaft aus, und wiewohl es mehrere Arten der Freundschaft gebe, als z. B. die auf frohen Lebensgenuß hinzielende, oder aus Geschäftsverhältnissen entspringende, so sey doch dieses die höchste, bey welcher man sich bloß deßwegen einander mittheilt, liebet und hochschäzt, weil man gleichen Eifer für alles Wahre und Gute fühlt,

und es durch den edelsten Wettstreit bey sich und Anderen zu befördern sucht.

Lassen Sie uns zu etwas Anderem überge- hen!

Bey den Römern, mit denen wir in mora- lischer Hinsicht gar nicht zufrieden seyn können, finden wir ein Fest, das sich unter Anderem auch dadurch auszeichnete, daß es den so hart bedrück- ten Sclaven einige vergnügte Tage verschafte. Ohne Zweifel wird jeder von Ihnen an die Sa- turnalien denken, die ich auch wirklich im Sinn habe, und sich erinnern, daß die Römer hier die verkehrte Welt spielten, indem die Herren den Sclaven köstliche Mahlzeiten zurichteten, ih- nen selbst dabey aufwarteten, für jedes Versehen sich die lächerlichsten Strafen dictiren *), sich auch sonst noch die derbsten Wahrheiten sagen ließen, welche leztere Sitte Horaz bekanntlich in einer seiner Satyren auf eine unterhaltende Weise ver- arbeitet hat **). Waren nun die blutdürstigen und hartherzigen Römer der Meynung, man müsse die armen Sclaven wenigstens einige Ta- ge im Jahr das Leben von seiner angenehmen Seite genießen lassen, so wird es uns Germa-

*) Z. B. In das Wasser zu springen. Man sehe Lu- cian's Saturnalien.

**) Satyre. II, 7.

nen, die wir uns viel edler dünken als Römer, sehr wohl ziemen, wenn wir gegen Untergebene überhaupt und unser freyes Gesinde ins Besondere, Milde, Sanftmuth und Menschlichkeit ausüben, und uns auf unsern höhern Standpunct und unsere Herrschaft nichts Vermessenes einbilden.

Der Hauptfehler, der aller sonderbaren, verkehrten, und schlechten Behandlung des Gesindes zu Grund liegt, ist der sonderbare Wahn, dasselbe habe nicht allein seine Dienste, sondern auch seine Menschheit vermiethet oder auf leztere ganz Verzicht gethan, und deßwegen habe man nicht nöthig, dasselbe zu achten und zu schonen, sondern man könne es ungestraft jede böse Laune empfinden lassen, oder auch wohl auf diese und jene Art mißbrauchen und mißhandeln. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu beweisen, wie falsch und grundlos dieser Wahn ist, und wie sehr wir verbunden sind, auch in unsern Dienern die Menschheit zu ehren. Das Verhältniß des Gesindes zu seiner Herrschaft ist freilich juridisch, aber die Moral kann doch sagen, daß die Herren dieses Verhältniß durch Menschenliebe so mild als möglich, das Gesinde aber dieses Verhältniß durch Treue, Anhänglichkeit und Bereitwilligkeit so edel als möglich zu machen suchen möge. Fast dasselbe läßt sich von dem Verhältniß des

Lehrherren und Lehrlings, des Vormundes und Mündels, und von vielen andern Verhältnissen der Art sagen: ob sie gleich juridisch sind, so erlangen sie doch nur bey moralischen Charakteren ihre höchste Vollendung und Schönheit.

In gegenwärtigem Abschnitt haben wir auch von einer der wichtigsten Tugenden noch zu sprechen, die aber leider selten so ausgeübt wird, wie sie es sollte, ich meyne von der Dankbarkeit. Wenn wir nemlich betrachten, wie unser Leben, Fortkommen und Bestehen in der Welt ohne die Hülfe und thätige Theilnahme Anderer gar nicht möglich ist, so werden wir uns auch von der Pflicht überzeugen, dankbar gegen diese Andern zu seyn, wenn ihre Dienste von der Art waren, daß deren moralischer Werth gar nicht nach Gold und Silber berechnet werden kann. Mögen nun unsere Wohlthäter auch wohl diese oder jene Fehler an sich haben, immer werden wir uns zur Dankbarkeit gegen sie verbunden halten müssen, wenn wir ihnen keine Absicht eines niedrigen Eigennutzes dabey Schuld geben können. Und worinn besteht diese Dankbarkeit? In der Bereitwilligkeit zu Gegendiensten, in der lauten Anerkennung des höhern Menschenwerthes unserer Wohlthäter unter allen Verhältnissen, und in beständiger Liebe, Achtung und Ergeben-

heit. „Wer mir Wohlthaten erzeigt," sagt Schwarz, „nähert sich mir unter allen Menschen um so näher, je uneigennütziger seine Liebe dabey ist; er zeigt sich mir durch diese Gesinnung als einen vorzüglich würdigen Menschen, und spricht mein Herz an. Wenn nun dieses dabey kalt und ungerührt bliebe, so wäre das ein Beweis, daß Liebe und Achtung gegen die Menschen meinem Herzen sehr fremd wäre. Daher erwartet man von jedem nur einigermaßen guten Menschen das Gefühl der Dankbarkeit, das ist, der Anerkennung des Guten, das uns der Wohlthäter gibt, und zugleich des Guten (der Gesinnung), das er dabey offenbart; und ein Undankbarer ist mit einem Nichtswürdigen gleichbedeutend."

Wenn Reinhard Seite 514 des dritten Bandes seiner Moral behauptet, es bedürfe keines Beweises, daß auch ganze Gesellschaften, ganze Völker und Staaten gegen diejenigen, welche sich um sie verdient gemacht hätten, zur Dankbarkeit verpflichtet seyen, so begibt er sich von dem Christenthum hinaus in das Gebiet der Politik, denn die Bibel besielt dieses nicht, und die Moral kann wenigstens die Ausübung dieser Dankbarkeit nicht ohne die Politik bewerkstelligen. Wir wollen recht gern seiner Behauptung beystimmen, aber

auch hieraus abermal den Beweis führen, daß die Moral nothwendig mit der Politik zusammen hängt, und ohne sie nicht ganz darzustellen ist, und daß Reinhard dem Christenthum gern untreu wird. Uebrigens stellt er noch folgende schöne Lehren auf:

„Man ist es auch der menschlichen Gesellschaft überhaupt schuldig, durch Undankbarkeit kein böses Beyspiel zu geben. Denn da es ihr sehr wichtig seyn muß, daß die Gesinnungen des wahren Wohlwollens immer ausgebreiteter werden, diese aber durch die Undankbarkeit derer, denen Gutes wiederfahren ist, sehr geschwächt zu werden pflegen: so hat man sich auf alle Weise zu hüten, durch sein eigenes Betragen keinen Wohlthäter von fernern Beweisungen der Güte abzuschrecken, und dadurch eine Quelle zu verstopfen, aus welcher noch so vielen Nothleidenden Labsal und Erquickung zufließen kann. — Um aber die Neigung zur Dankbarkeit stets in sich zu erhalten, werfe man oft einen Blick auf den ganzen Zusammenhang seiner Schicksale, und erinnere sich dabey an alle die Personen, die einen heilsamen Einfluß auf dieselben gehabt haben: dies dämpft den Stolz, welcher der Dankbarkeit so nachtheilig ist, und erinnert an tausend rührende Nebenumstände, welche das Herz

erweichen, und zur Dankbarkeit stimmen. Man unterdrücke den kindischen Ehrgeitz, der Alles durch sich selbst geworden seyn will; und die falsche Schaam, nach der man das Geständniß dessen, was man Andern schuldig ist, für erniedrigend hält. Man hüte sich vor unbilligem Forschen nach den Beweggründen, welche bey dem Wohlthäter wirksam gewesen seyn mögen, und nehme alles Gute, das man von Andern empfängt, als den Beweis eines wahren Wohlwollens an, so lange man nicht sichtbare Gründe für das Gegentheil hat; denn wer nicht so verfährt, ist nicht bloß unbillig gegen Menschen, gegen die er es am wenigsten seyn sollte, sondern auch im Grunde bereits entschlossen, sich von der Pflicht der Dankbarkeit loszureißen, und forscht bloß nach einem Vorwande, diesen Vorsatz zu beschönigen. Man stelle sich endlich die Vortheile fleißig vor, die mit der Dankbarkeit verknüpft sind, und bedenke, daß das Herz nie eine angenehmere Genugthuung fühlt, als wenn man empfangene Wohlthaten auf eine dem Wohlthäter Freude verursachende Art hat vergüten können."

Es versteht sich übrigens von selbst, daß man nie auf Kosten anderer Pflichten dankbar seyn, noch aus Gefälligkeit gegen den Wohlthäter Böses thun soll. Es versteht sich aber auch, daß,

wenn man wohlthun will, man auf eine schöne und edle Art wohlthue, denn manche Menschen erzeigen ihre Wohlthaten plump, drückend, und mit dem Anschein, als ob es sie fast reue, während andere Wohlthäter gar wohl auch wehe zu thun suchen, oder eine unerschöpfliche Dankbarkeit erwarten, mitunter auch eine knechtische Ergebenheit oder eine Entsagung alles menschlichen Gefühls verlangen. Auch so etwas ist sehr unmoralisch.

In Hinsicht auf die Nachwelt haben wir Pflichten auf uns, die sehr wichtig sind, aber fast insgemein gar zu leicht genommen werden. Wenn uns der Geschichtschreiber lehrt, daß wir auf dem Grund und Boden der Jahrtausende der regen Vorwelt leben, die vielfachen Einfluß auf uns hatte, so gibt er uns den Wink, daß auch wir mannichfach auf die Nachwelt einwirken und vielleicht bey kommenden Jahrhunderten harte Prüfungen über das, was wir thaten und was wir nicht thaten, zu bestehen haben werden. Ist es ferner wahr, was Jean Paul sagt*), daß das Verhängniß nicht sowohl die Schuld des Herzens als die unschuldige Schuld des Kopfes heimsucht, und daß gegen Ein Laster hundert Dummheiten gezüchtiget werden, so müssen wir als mo-

*) Dämmerungen, S. 6.

ralische Wesen unser politisches Thun und Treiben mit der größten Aengstlichkeit den Grundsätzen der Vernunft gemäß einrichten, indem jeder von uns begangene Fehler von unsern schuldlosen Nachkommen unvermeidlich abgebüßt werden muß, und wir so etwas wissentlich nicht auf unsere Verantwortung nehmen können. Nicht also bloß die schlechte Bewirthschaftung der Wälder, oder die Ausrottung dieser oder jener Thierart, sind, wie Schwarz meynt*), die einzigen Sünden gegen die Nachwelt, sondern Alles, was wir gegen die Lehren einer gesunden Politik und Staatswissenschaft unternehmen, oder auch nur einleiten, und wodurch wir Keime zu Revolutionen legen, die über lang oder kurz unserer schuldlosen Nachkommen Zufriedenheit, Wohlstand, Freyheit und Leben gefährden müssen.

---

*) Moralische Wissenschaften. I, S. 203.

XII. Von den Pflichten des Menschen nach seinem besonderen Beruf.

Unter der so eben angeführten Ueberschrift enthält die Fichtesche Sittenlehre von Seite 464 bis 494 oder zu Ende allerley Theorien und Vorschriften für Gelehrte, moralische Volkslehrer, ästhetische Künstler, Staatsbeamte, Handwerker und Bauern. Es muß uns allerdings Wunder nehmen, daß Fichte hier, ohne es zu ahnen, auf das Gebiet der Politik gerieth, und dasjenige von der Moral aus begründen wollte, was in die Lehre vom Staat, worunter wir die Politik verstehen, zu verweisen ist. Die Moral trifft freilich in vielen Stücken mit der Politik zusammen, aber dennoch darf sie ihr nicht vorgreifen, denn diese leztere hat nur allein das Recht, eine Theorie des Staates zu geben, die die daraus nothwendig entspringenden Stände im Volk darzustellen, und nun die Pflichten eines jeden genau zu verzeichnen. Ich werde allerdings, so es mir die Vorsehung gestattet, meine Ansichten der Politik und des Naturrechts öffentlich aussprechen, und dann diese Gegenstände genauer zu erörtern suchen, aber

schon jezt wird es mir erlaubt seyn, einige vorläufige Bemerkungen mitzutheilen.

Meine Herren, in Hinsicht auf Gelehrsamkeit und ästhetische Kunst ist der Vandalismus der ächte Geist germanischer Völker, und wenn ich die großen Anstrengungen betrachte, welche man in unserem Zeitalter macht, um fremdartigen, besonders griechischen Kunstsinn ohne Einschränkung auf deutschen Boden zu verpflanzen, so muß ich über den dadurch bereiteten Untergang des germanischen Nationalgeistes eine Thräne fliessen lassen. Die Griechen, meine Herren, sind ein vielbesprochenes aber darum kein großes Volk, denn glauben Sie mir, die meisten unserer Landsleute, welche von Griechen und Griechenthum sprechen, kennen beydes nicht aus den Urquellen oder nicht vollständig. Ich habe früher öfters, und neulich dann und wann noch Blicke in die Welt der Griechen gethan, und gefunden, daß die Griechen ein lustiges aber sehr lächerliches, ein originelles aber ein sehr verächtliches Volk waren, dessen Andenken sich nur dadurch in der Geschichte erhalten hat, daß ihm ein starkes ästhetisches Gefühl angebohren war, welches der Hauptvorzug ist, der den Schriftstellern dieses Volkes auch jezt noch Werth verleiht. Aber, meine Herren, ästhetische Völker sind keine Völker von Dauer; sie glänzen und

schimmern nur um zu verlöschen. Nur ein solches Volk, dessen Stämme in ihrer ersten Roheit alle Kunstwerke zerstören, oder nicht achten, wie die germanischen Völkerschaften, und das selbst im Fortgang der Zeit und der Cultur eine gewisse ästhetische Ungeschicklichkeit behält, und dabey treu, fromm und redlich ist, dies zertrümmert Reiche, durchzieht lustig die Welt, um sie freundlicher zu gestalten, und erhält sich Jahrtausende lang in seiner Würde und seiner Ehrfurcht gebietenden Stellung. Daher erheben mich vaterländische Gefühle, wenn ich auf einem deutschen Kirchhof die kunstwidrigen Todtendenkmähler betrachte, seyen sie nun ein hölzernes Kreuz mit einer Inschrift nach bäuerischer Orthographie, oder ein steinernes Denkmahl mit bausbäckigen, krummbeinigen Engeln. Wo sind die Völker hin, sage ich dann zu mir, deren Todtendenkmähler in so reinen und edlen Formen entworfen und ausgeführt sind? Ja freilich, der Wind, der von den Gräbern der Germanen herweht, kommt nicht mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel, wie ein neuerer Schriftsteller dichterisch von den Gräbern der Alten behaupten will, sondern steife geharnischte Männer knieen auf unsern Grabmählern, falten fromm die Hände, und blicken zum Himmel empor, eine

fröhliche Auferstehung erwartend*). O, du einfaches, kunstloses, gutes, treues Volk der Germanen, welche sonderbare Urtheile haben deine

---

*) Zur Erläuterung des hier Gesagten hilft folgende Stelle aus Göthe's Leben, zweiter Abtheilung ersten Theils Seite 93: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmähler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben her. Da ist ein Mann, der neben seiner Frau aus einer Nische, wie aus einem Fenster heraus sieht. Da stehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht sich ein Paar die Hände. Hier scheint ein Vater, auf seinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieser Steine höchst rührend. Von späterer Kunst sind sie, aber einfach, natürlich und ansprechend. Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen, der eine fröhliche Auferstehung erwartet. Der Künstler hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden was sie waren und was sie sind. Sie stehen beysammen, nehmen Antheil an einander, lieben sich, und das ist in den Steinen, sogar mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit, allerliebst ausgedrückt.“

verbildeten Söhne über dich nicht ausgesprochen, welche thörichte Zwecke haben sie nicht schon verfolgt! Da suchen sie die kernhafte Manier des vaterländischen Ausdrucks durch den Klingklang griechischer Perioden zu verdrängen, und bedenken nicht, daß einst der mächtige Demosthenes mit den kunst- und klangvollsten Reden sein verächtliches Volk vergebens zu den Waffen aufrief, während die kriegslustige deutsche Jugend von den ältesten Zeiten an bis jezt schon durch wenige kunstlose Vaterlandstöne aufgeboten werden konnte *). Da schreiben sie von der ästhetischen Unbehülflichkeit ihrer guten Muttersprache, da erheben sie den, welcher einem Plato die Darstellung, oder einem Cicero die Redensarten nachstümpert, über jeden deutschen Meister, da verschwenden sie ih-

---

*) Es gibt in der That keinen größern Contrast, als die Reden des Demosthenes, worinn er sein schlummerndes Vaterland zum ernsthaften Krieg mit dem schlauen Philippus aufzumuntern suchte, und jene Stelle Cäsars de bello Gall. VI, 23., welche uns berichtet, daß jeder beliebte deutsche Held sogleich eine Schaar junger Leute fand, die mit ihm zogen, wenn er sich in den Volksversammlungen als Anführer zu einem Kriegszug angeboten hatte. Und war es denn ein deutscher Demosthenes, der unsere deutsche Jugend zum Kampf gegen Napoleon aufrief? Und dennoch sollen wir in griechischen Perioden schreiben und sprechen!

ren Witz an den verschiedenen Lesarten alter Schriftsteller, da — — — doch, ich gerathe in eine Leidenschaftlichkeit, die dem Lehrer der Moral nicht ganz geziemen möchte, und will lieber ruhig gegenwärtiges Kapitel abhandeln.

Der deutsche Künstler und Gelehrte soll, dies leidet keinen Zweifel, vorzüglich in dem Sinn seines Volkes arbeiten und schreiben, und nicht so sehr darauf hinstreben, ein gewisses Copiersystem der griechischen und römischen Vorzeit oder des Auslandes in seiner Nation in Aufnahme zu bringen: nicht zu Allem ist jedes Volk geschickt! Der germanische Sinn liebt in der Wissenschaft mehr den Gehalt als die schöne Form, in der Kunst mehr das Schlichte und Barbarische, als das Gesuchte und Griechische, und dieses habe der Gelehrte und Künstler stets vor Augen, damit auch ihre Werke kräftig in das Leben ihrer Nation mit einwirken, und in allen Gliedern derselben, nicht bloß in einigen Kunstkennern und Gelehrten, Gefühle und Ideen anregen. Die weitere Ausführung dieser Vorschriften gehört aber in die Politik, denn die Moral hat eigentlich das Individuelle der Gelehrten und Künstler zu verarbeiten, und jene vor den ihrem Stand so eigenen Schwächen, Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten, und diese vor Stolz, Neid, und andern Fehlern und Bosheiten zu warnen. Wir sagen

daher mit Fichte*) zu beyden: „Strenge Wahrheitsliebe ist die eigentliche Tugend des Gelehrten. Er soll die Erkenntniß des Menschengeschlechts weiter bringen, nicht aber nur etwa mit ihm spielen. Er soll sich selbst, wie jeder Tugendhafte, vergessen in seinem Zweck. Wozu sollte es doch auch dienen, glänzende Paradoxa vorzutragen: oder Irrthümer, die ihm entschlüpft wären, fernerhin zu vertheidigen und zu behaupten? Lediglich zur Unterstützung seines Egoismus. Dies mißbilligt die Sittenlehre ganz, und eben so müßte es die Klugheit mißbilligen: denn nur das Wahre und Gute bleibt in der Menschheit: und das Falsche, so sehr es auch etwa anfangs glänze, verliert sich. Der ästhetische Künstler begeistere sich nur durch die Heiligkeit seines Berufs: er lerne nur, daß er durch die Anwendung seines Talents nicht den Menschen dient, sondern seiner Pflicht; und er wird seine Kunst bald mit ganz anderen Augen ansehen; er wird ein besserer Mensch werden und ein besserer Künstler darzu." Da in den neuern Zeiten gar zu viel Werth auf die ästhetische Bildung des Menschen gelegt wurde und noch wird, so behauptet unsere Moral, die geschichtliche Ausbildung des Menschen, in so-

*) Sittenlehre Seite 470 und 481.

fern ihm besonders die großen Resultate und Lehren der Cultur- und politischen Geschichte vorgeführt werden, sey noch wichtiger, auch sey zu bedenken, daß der Schwerttanz das ursprüngliche deutsche Volksschauspiel war, wie Tacitus im vier und zwanzigsten Kapitel berichtet; ferner billigt es unsere Moral nicht, daß unsere ästhetischen Schriftsteller einer gewissen Lockerheit und Lüsternheit huldigen, welche dem festen, gesezten, reinen Charakter der Germanen ursprünglich fremd ist. Gellerts männliche Aeusserungen sollte mancher unserer neumodischen Aesthetiker und Kunstliebhaber besonders beherzigen, denn er sagt: „ Weil aber die schönen Künste zu einem nützlichen und unschuldigen Vergnügen bestimmt sind: so werden auch diejenigen große Verbrecher, welche die Künste anwenden, schändliche und dem Herzen gefährliche Vorstellungen und Leidenschaften zu erwecken. Ein großer und unzüchtiger Maler, ein geistreicher und doch wollüstiger Dichter, schaden ganze Jahrhunderte hindurch und versündigen sich an ganzen Nationen. Sich einen Geschmack für solche Werke erlauben, heißt sein Herz durch den Geschmack vergiften. — Wir können die Zeit, die uns unsere Pflichten übrig lassen, mit Gewissen zu den Vergnügen des Geschmacks anwenden. Allein seinen Geschäften Zeit und Fleiß rauben, oder sein ganzes Le-

ben auf die Künste und das Vergnügen, das sie gewähren, verwenden, ohne daß sie unser Beruf sind, dieser Fehler kann von der Vernunft nicht entschuldiget werden. Wir sind ja nicht auf der Welt, um angenehm zu träumen. Seiner Wißbegierde und seinem Geschmacke zum Dienst sich einsam und unthätig in sein Kunstcabinet verschließen, und seine Tage durch fleißiges Lesen und Beschauen daselbst auch noch so angenehm verbringen, ist ein ungeselliges, ein müßiges, ein üppiges Leben, wenn wir auch unsern Verstand dabey anstrengen. Denn strengen wir ihn nicht auch im Schachspiele an? Und wer wird gleichwohl dieser Anstrengung im Spiele sein Leben ohne Unverstand widmen können? Nein, alle Anwendung und Uebung der Kräfte des Geistes muß auf die Absicht gerichtet seyn, uns weiser, besser, und zum Dienste der Welt brauchbarer zu machen; ausserdem ist unser Studiren, unser Lesen und Denken nichts, als ein üppiges Gastmahl, die Wollust unsers Geistes dadurch zu unterhalten.,,

Von den Staatsbeamten zu reden ist nicht wohl möglich, bevor die Politik nicht gezeigt hat, was sie eigentlich seyn und thun sollen, aber doch kann die Moral sagen, daß jener Kleinigkeits Geist, den man an so manchen Staatsbeamten bemerkt, jene Despotie und Herzlosigkeit,

jene Vielgeschäftigkeit, jene Plusmacherey und noch vieles Andere, worinn sich so viele Staatsbeamten gefallen, von keinem vernünftigen System der Politik gebilligt werden kann. Wenn Fichte verlangt, der Staatsbeamte solle die gegenwärtige Verfassung der bessern und einzigrechtmäßigen allmählig näher bringen, warum sollten wir nicht auch von ihm verlangen können, daß er vor Allem ein tüchtiger, wackerer Mensch sey?

XIII. Von dem moralischen Charakter überhaupt.

Bey Gellert finden Sie besondere Vorlesungen über die Pflichten in Absicht auf die Güter der Seele und des Herzens, und zwar ins Besondere von der Herrschaft über die Leidenschaften, dann von der Gelassenheit und Geduld, von der Demuth, von dem Vertrauen auf Gott und der Ergebung in seine Schickungen, und zulezt von den Pflichten gegen Gott, als den Quellen aller andern Pflichten. Lassen Sie uns, meine Herren, dieses und noch manches Andere überhaupt unter dem Begriff des moralischen Charakters zum Schlusse dieser Vorträge abhandeln.

Nach einer Aeusserung im allgemeinen Theil ist Ihnen schon bekannt, daß ich den Glauben an ein allmächtiges moralisches Wesen für durchaus nothwendig halte, wenn die Menschheit wahrhaft moralisch seyn soll, und in so fern ist Gott allerdings eine Aufmunterung für uns, pflichtmäßig zu handeln. Von diesem Glauben ist der Glaube an eine göttliche Vorsehung eine nothwendige

Folge. Wenn also auch unser Schicksal noch so widrig ist, und ein Gewirr von tausendfach in einander verschlungenen Fäden uns und unsere Mitwelt umgarnt, und in den Abgrund des Verderbens unaufhaltsam zu ziehen droht, so sollen wir doch stark in Zuversicht seyn, und glauben, nie werde diese Vorsehung dem Bösen die Herrschaft gestatten. Wir werden uns vielmehr freuen, wenn wir da oder dort die Spuren dieser Vorsehung heller zu bemerken vermeynen. Es sagt schon Gellert: „Die großen Begebenheiten ganzer Staaten und Völker lehren uns, daß eine unsichtbare Hand das Schicksal derselben weise, und gerecht, und gütig regiert: eben dieses lehren die kleinern Begebenheiten des Privatlebens einem jeden, der sie aufmerksam betrachtet. Ein geringer Vorfall unseres Lebens, der Anfangs ein Nichts zu seyn schien, wie merkwürdig ist er oft nach dem Verlaufe etlicher Jahre, und nach der Vereinigung mit anderen Umständen, die nicht in unserer Macht standen, nicht durch unsere Weisheit vorhergesehen, nicht durch unsern Fleiß unterstüzt wurden! Warum erkennen wir hierinnen nicht die göttliche Vorsehung, und stärken unsern Muth dadurch? Das Schicksal unsers aufrichtigen Freundes, das er uns getreu schildert, kann uns eben diese heilsamen Aussichten öffnen und unser Herz mit Trost und Vertrauen erfül-

len. Wenn wir viel aufrichtige und sorgfältig geschriebene Lebensbeschreibungen von niedern und hohen Personen hätten, in denen die kleinern Umstände ihres Lebens richtig bezeichnet und ihr Charakter genau bestimmt wäre: so würden wir oft mit Erstaunen sehen, wie die Hand der Vorsehung da arbeitete, wo der Mensch nichts that, ihn da im Verborgenen lenkte, wo er selbst alles zu thun schien, ihn da glücklich werden ließ, wo er nach dem Wunsche und Entwurfe seiner Feinde unglücklich hätte werden sollen.

Wenn wir also oft an den Unfällen und glücklichen Begebenheiten die Spuren der Vorsehung entdecken und verehren lernen: (und dieses können wir täglich bey unsern eigenen Schicksalen thun;) so werden wir immer neue Nahrung zum Vertrauen auf sie einsammeln. Je mehr wir aber bey unserm Schicksale die Unzulänglichkeit oder das Nichts unserer Kräfte einsehen, desto mehr wird unsere Demuth wachsen. Nicht weniger wird durch diese Betrachtung der göttlichen Weisheit und Güte, bey einer getreuen Beobachtung unserer Pflichten, auch unsere Ergebung in die Rathschlüsse des Ewigen zunehmen, die willige Ergebung ohne geheime Ausnahmen; denn wir werden stets finden, daß Gott es besser mit dem Menschen meynt, als es der Mensch mit sich

meynen kann *)." Der moralische Mensch muß an eine moralische Weltordnung, wie Fichte sich ausdrückte, glauben: wer sie bezweifelt, wird bald so weit gerathen, daß er auch an sich selbst und seiner Moralität verzweifelt. Es sagt Jean Paul ganz richtig: „Verzweiflung ist der einzige ächte Atheismus. Hole zum Glauben mit einem besonnenen Ueberglauben aus; achte vorzüglich auf das, was, ohne deine Schuld und Würdigkeit wiederkommend, wie ein Geist erscheint und geht, was plötzlich in der Nacht herunterfällt als ein Manna, das entweder ernährt oder sanft ausheilt. Ist dir aber eine solche Sicherheit darüber in deinem Allerheiligsten gegeben worden, so vertraue und schweige; wage aber nicht; sondern bete nur durch fromme Thaten die unbegreiflichen an. **)"

Dieser Glaube wird uns bey dem Nachdenken über das, was uns Pflicht seyn soll, leiten, und uns zur frohen Befolgung des Erkannten begeistern, und so wird der moralische Charakter nothwendig auch aus einer gewissen Demuth bestehen. Denn sollte da nicht Demuth eintreten, wo man sich überzeugt, daß die besten Absichten des Einzelnen, und das vereinte Wirken aller

---

*) Siehe die einundzwanzigste Vorlesung Gellerts.

**) Dämmerungen für Deutschland. S. 33.

LBC

Edlern nicht hinreicht, das Gute in der Welt zu fördern; wo man glaubt, daß wir bloß Werkzeuge einer höhern Macht sind, die durch uns, ohne daß wir es ahnden, die Geschichte der Menschheit fortführt? Diese Demuth ist keine Niedergeschlagenheit, sondern nur eine gewisse moralische Bescheidenheit, und das Gegentheil jenes Uebermuthes, der sich vermißt, mit beschränkter menschlicher Kraft Verwegenes und Ungeheueres auszuführen. Dieser Uebermuth entspringt aus Stolz, Hochmuth und falschem Ehrgeiz oder aus übertriebenem Egoismus, indem der schwache Mensch sich über Vorsehung und Mitwelt kühn emporzuheben unternimmt, um sein armes Ich fühlbar geltend zu machen. Gewisse Leidenschaften liegen in der Natur des Menschen d. h. sie erzeugen sich gleichsam ohne sein Zuthun, als Zorn, Gram, Traurigkeit, Freude, Liebe und andere der Art, wobey der Mensch nichts thun kann, als ihre Heftigkeit mäßigen, aber die Leidenschaft des Stolzes und Uebermuthes ist keine natürliche, ohne Zuthun des Menschen entstehende Leidenschaft, denn sie geht aus gar viel Besonnenheit hervor, und deßwegen ist sie sehr unmoralisch. Warum handeln so Viele schlecht gegen ihre Mitmenschen? Aus bloßem Egoismus, damit diese sehen und fühlen mögen, wie mächtig oder bedeutend die Existenz der Unterdrücker ist.

Der moralische Charakter ist aber eine gutartige Gemüthlichkeit: er kann nie darauf ausgehen, Andere zu necken, zu quälen, zu unterdrücken und zu vernichten, um sich an dem Gefühl seines Uebergewichts zu erquicken und zu vergnügen. Schon Gellert sagt: „Die Demuth verhindert die thörichten Wünsche, die aus einer abgöttischen Meinung von uns selbst ihre Nahrung ziehen, und deßwegen ist ein demüthiges Herz ruhiger und glücklicher.“ Daraus ergibt sich denn auch, daß der Stoicismus nur in so fern zu dem moralischen Charakter gehören kann, als er eine gewisse Festigkeit, Standhaftigkeit und Geduld, ein Verbleiben bey dem Guten und Wahren, nicht aber ein vermessenes Ueberbieten menschlicher Kräfte ist. In dieser Hinsicht sagt Gellert folgendes Wahre:

„Gelassenheit und Geduld sind unentbehrliche und schätzbare Eigenschaften der Seele. Durch ihren Dienst schwächen wir das Mißvergnügen und die Schmerzen, die aus dem Mangel und den Unfällen des Lebens auf uns eindringen. Es gibt Uebel, die keine Vorsicht und Klugheit verhüten, Uebel, die kein Verstand, keine Macht, wenn sie uns begegnen, aufhalten kann, Uebel, die aus unserer eigenen Unvollkommenheit entstehen, und welche die größte Tugend nicht ganz verhüten kann, weil die beste Tugend ihre

Schwachheiten und Gebrechen hat. Wider alle diese Unfälle rüsten uns Gelassenheit und Geduld aus, um sie, wenn sie uns von ferne drohen, nicht sclavisch zu fürchten, noch ihnen durch die Furcht ein größeres Gewicht zu geben, und wenn sie uns wirklich befallen, unsern Unmuth unter ihrem Druck zu mäßigen, und dem Gefühle des Mißvergnügens ein größeres Gegengefühl der bessern Freuden entgegen zu setzen. Die Gelassenheit ist von einer natürlichen Härte eben so weit unterschieden, als von der phantastischen Unempfindlichkeit des Stoikers. Sie ist eine Frucht der Weisheit und der Herrschaft über unsere Leidenschaften. Es kann dem Herzen nie gleichgültig seyn, Mangel und Schmerzen zu fühlen, und sein Trieb nach Glückseligkeit gebeut ihm, sie von sich zu entfernen; aber ein gelassenes Herz zieht die Nahrung seiner Gelassenheit aus der Weisheit und einer richtigen Einsicht in die Natur des wahren Guten und des wahren Uebels. —— Diese gesezte Verfassung des Gemüths wird in großen und langwierigen Uebeln zur Geduld; sie wird zur Herzhaftigkeit, wenn wir der Gefahr entgegen gehen müssen; zur Großmuth, wenn wir die Uebel des Lebens, um des höhern Guts der Seele willen, freywillig zu übernehmen berufen werden; und endlich zum Heldenmuth, durch

den wir die gewöhnlichen Schrecken der Natur und zulezt die Furcht des mächtigsten Feindes, des Todes besiegen, u. s. w."

Meine Herren, man erzählt von dem bekannten athenischen Staatsmann Perikles, daß er sich einen ganzen Tag lang von einem gemeinen Menschen geduldig schimpfen, und ihm noch obendrein des Nachts nach Hause leuchten ließ; ebenfalls berichtet Diogenes von Laerte mehrmals, wie sich griechische Philosophen ganz ruhig durchprügeln ließen: indessen könnte die Philosophie vielleicht wenig Antheil an dieser Gemüthsruhe gehabt haben, da selbst die heutigen Griechen eine große Fühllosigkeit gegen wohlverdiente Vorwürfe und Beleidigungen zeigen sollen *). Häufig machen wir auch an den Juden die Bemerkung, daß sie um eines guten Kaufs oder andern Vortheils wegen sich Behandlungsarten gefallen lassen, die wir unter der Würde eines freyen Mannes halten. Einen Sinn der Art nennt unser Volk nicht moralisch, und ich will Ihnen daher auch nicht eine Gelassenheit dieser Art empfehlen. Denn so wie es gewiß ist, daß der moralische Sinn dem Leben und seinen Ergüßen ein gewis-

*) Man sehe den ersten Theil von Mayr's Reise nach Jerusalem und dem Libanon. St. Gallen 1815.

ses Maas und den Leidenschaften eine Mildheit verleiht, eben so gewiß ist es auch, daß er sich nach den Ansichten der Welt regeln und da, wo die persönliche Ehre durch allzugroße Gelassenheit gefährdet wird, nationell-gebilligte Maasregeln der Thätigkeit und Vertheidigung ergreifen muß. Dieselbe Gelassenheit, mit der ich das herbe Schicksal ertrage, kann niemand erwarten, der mich beleidigen will, und wenn ich meine eigenen Leidenschaften zähme und mildere, so bin ich deßwegen nicht verbunden, der geduldige Spielball fremder Leidenschaften zu seyn.

Zu dem tugendhaften Charakter gehört ferner auch die Tapferkeit, oder die entschlossene Uebernehmung des Unangenehmen um der Pflicht willen, die furchtlose Bestehung der Gefahr, wenn wir der Tugend selbst unser Leben zum Opfer anbieten oder bringen müssen. Denn nicht bloß der Krieger ist tapfer, sondern sogar auch derjenige, der sich einer schmerzhaften oder gefährlichen Operation mit Entschlossenheit, Muth und Standhaftigkeit unterwirft. Wer sein Leben so sehr liebt, als wäre er deßwegen auf der Welt da, um es nie zu verlieren, der kann in keiner Hinsicht tapfer genannt werden. Gellert hat die Gesinnung und Handlungsweise des Tugendhaften in dieser Hinsicht sehr schön geschildert: „Er wünscht den Tod nicht, und fürchtet ihn

nicht zitternd. Er hält sein Leben für rühmlich angewendet, wenn er es nach dem Befehle der Pflicht anwendet. Der Fleiß und Eifer, Gutes zu thun, belohnet ihn mit einem innern Beyfalle, der ihn über allen Verlust des Lebens erhebt. Verliert er dasselbe in guten Absichten, in edlen und gemeinnützigen Thaten, in Sorgen und Bemühungen für die Seinigen, seine Freunde, sein Vaterland und die Nachwelt: so hat er es in seiner Bestimmung glücklich verlohren."

„Eben weil er das Leben nicht ängstlich sucht, verliert er nie jene Freyheit des Geistes, die zu Entschließungen in Gefahren und zu seiner eigenen Sicherheit erfordert wird. Der Gedanke von einer wachenden und beschützenden Vorsehung gibt ihm da Muth und Stärke, wo Andere aus Furcht des Todes zittern; und er freut sich seines Lebens um desto mehr, weil seine Erhaltung nicht auf seine Sorgfalt allein ankömmt. Zeigen sich Fälle, wo er für sein Vaterland, wo er aus Religion sein Leben für die Tugend und für die Wohlfahrt seiner Brüder aufopfern soll: so wird er, obgleich nicht unempfindlich gegen diesen Verlust, dennoch den Trieb der Natur besiegen, und ehe er wider sein Gewissen, wider ein höheres Gesetz der Ehrfurcht gegen Gott und der Wohlfahrt Anderer handeln sollte, wird er lieber sein Leben verlieren, das heißt, es dem gelassen zurück ge-

ben, von dem er es erhielt, und der es ihm auf ewig aufbewahrt."

Meine Herren, in manchen philosophischen Schulen werden Geduld und Tapferkeit im Geleite einiger andern Tugenden als Cardinaltugenden aufgeführt. Auch wir wollen sie für solche, d. h. für Haupttugenden ansehen, uns übrigens mit den verschiedenen Schulen in keinen Streit einlassen. Es führt z. B. der schon früher erwähnte Geulingk folgende vier Cardinaltugenden auf: den Fleiß, den Gehorsam, die das Mittel haltende Gerechtigkeit oder die justitia correctrix und die Demuth; andere Moralisten stellen bald Klugheit, Aufrichtigkeit und Geduld als Cardinaltugenden auf, bald Einigkeit, Unveränderlichkeit, Aufrichtigkeit, Völligkeit, Emsigkeit *). Wir wollen diese Leute gewähren lassen, und bloß für unsern Theil behaupten, daß wir eine weise Beherrschung unserer sinnlichen Triebe und Lüste und Gerechtigkeit und Treue noch für wesentliche Stücke des moralischen Charakters zu halten geneigt sind.

Wir sollen essen, wir sollen trinken, wir sollen uns der angenehmen Befriedigung des Gaumens erfreuen, der aus dem Genuß feinerer Spei-

---

*) Siehe Walch's philosoph. Lexikon.

sen und Getränke erzielt wird, wir sollen unserem sinnlichen Daseyn sonst noch Genüsse verschaffen, aber über diesem Bestreben nie den Gedanken eines höheren Berufs und Wirkens verlieren. Wir sollen unserer Sinnlichkeit nie entgegen arbeiten, wir sollen aber auch nicht ihre Befriedigung für den einzigen oder höchsten Zweck unsers Lebens betrachten. Dieser Meynung waren alle edleren Menschen, dieser Meynung war Gellert, und in dem schon öfter berührten Lehrbuch der moralischen Wissenschaften von Schwarz wird die sittliche Selbstverleugnung als eine wesentliche Aeusserung des tugendhaften Charakters aufgeführt. Die sittliche Selbstverleugnung, heißt es hier, zeigt sich in Absicht der Neigungen zum Angenehmen erstlich als Enthaltsamkeit, das ist, in gänzlicher Entsagung des Genusses, wo es die Pflicht fordert, und zweytens als Mäßigkeit, oder als Einschränkung des erlaubten Genusses in die Grenzen, welche die Pflicht vorschreibt.

Die Gerechtigkeit gehört eigentlich in die Politik und das Naturrecht, denn sie besteht in nichts Anderem als in dem festen Willen, jedem das Seine zu geben oder zu lassen, sie ist aber ohne eine moralische Grundlage in ihrer ganzen Vollkommenheit nicht zu erreichen. Was Rechtens ist, ist überall durch Gesetze oder das Herkommen ent-

schieden, aber wer nicht aufrichtig das Gute und Rechte liebt, findet tausendfache Mittel, sich den Rechtspflichten gegen Andere zu entziehen, ohne deßhalb vor dem bürgerlichen Richter verantwortlich zu werden. Die Moral muß daher allerdings sagen: Sey gerecht, weil du deine edlere Natur herabsetzest, wenn du es nicht bist. Der innerliche Drang also, Gerechtigkeit in der Welt zu handhaben oder herzustellen, so viel ein jeder nach Maßgabe seiner Kräfte vermag; die Ueberzeugung, die Gerechtigkeit sey nicht bloß eine äusserliche, leicht zu nehmende Observanz, sondern Etwas, wozu wir von ganzem Herzen verpflichtet sind, — dieses ist es, was wir zur Vollendung des moralischen Charakters hier von jedem begehren. Walch nennt in seinem philosophischen Lexikon die Gerechtigkeit eine Geschicklichkeit des Gemüths, nach welcher man seinen Nächsten als sich selbst liebt, und ihm Alles, was man ihm zu leisten hat, jederzeit zu erweisen willig und bereit ist: wer wird dieser Definition und der in ihr enthaltenen Anforderung nicht beystimmen?

Als einst Luthers Feinde dem Kaiser Karl dem Fünften riethen, sich nicht an das ihm gegebene sichere Geleit zu kehren, sondern ihn hinrichten zu lassen, soll derselbe geantwortet haben: „und wenn schon Treue und Glaube aus der ganzen Welt verbannt wären, müßte es doch gebüh-

ren, daß dieselben bey einem Kaiser gefunden würden." Wenn im Lehnrecht Treue die unbedingte Anhänglichkeit, Ergebenheit und Bereitwilligkeit des Vasallen gegen den Lehnherren bezeichnet, so mag sie in der Moral gar wohl noch die Bereitwilligkeit bedeuten, jederzeit das Wort zu halten, oder in noch allgemeinerem Sinne das Bestreben ausdrücken, den Pflichten nachzukommen, die aus einem besondern Verhältniß entspringen, eine dem moralischen Charakter nothwendig zukommende Eigenschaft. Schon Walch bemerkt in seinem Lexikon unter dem Wort Treue:" Sehen wir auf den gemeinen Gebrauch dieses Wortes, so wird dasselbige nicht allezeit so genommen, daß es ein Bemühen, sein Versprechen zu halten, bedeute. Denn man braucht es auch von Eltern und Kindern, deren Gesellschaft unter sich gleichwohl durch kein Pactum aufgerichtet worden, daß man sagt, er sey ein treuer Vater; es sey ein treues Kind, wie man auch von andern saget, daß sie es treu meinten, man habe an ihm einen treuen Freund. In dieser Absicht bedeutet die Treue so viel, als die Redlichkeit und Aufrichtigkeit, da man dem andern mit aufrichtiger Liebe zugethan ist, und dessen Nutzen wahrhaftig zu befördern suchet. Nicht weniger wird bisweilen die obige Bedeutung, da die Treue

auf das Versprechen gehet, eingeschränket, wenn sie insonderheit darinn erwiesen wird, daß man den andern nichts entwendet, als wenn man von einer Magd, oder von einem Knecht und Diener rühmet, daß sie treu wären." Das Nationelle dieser Behauptungen fällt leicht in die Augen, und es gereicht den germanischen Nationen zur Ehre, daß das Wort Treue bey ihnen so viele Bedeutungen hat: auch wir glauben, daß nicht leicht ein Geschlecht so rein treuherzig erscheint, wie die Germanen *).

Ob es auch zum moralischen Charakter gehöre, stets ein gutes Beyspiel zu geben, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, denn das ganze Leben des Moralisch-Guten ist ja ohnehin das herrlichste Beyspiel, und leicht könnte einer gewissen Gleißnerey und Scheinheiligkeit durch eine Regel der Art das Wort geredet werden. Freilich prägt uns Fichte die Pflicht des guten Beyspiels ein, weil wir dadurch Andere veranlassen, ihrer Seits ebenfalls die Tugend zu achten, denn sobald der Mensch etwas ausser sich zu achten genöthigt wird, entwickelt sich der Trieb in ihm, sich selbst zu achten, behauptet dieser Sittenlehrer. In der Erziehung

*) Steffens die gegenwärtige Zeit, S. 20, I.

mag dieses wahr und ersprießlich seyn, aber in der großen Welt gewinnt die Sache ein anderes Ansehen, es könnte leicht durch eine Regel der Art ein lächerlicher stoischer Starrsinn und Stolz erzeugt werden, und daher wollen wir bloß verlangen, daß sich der Mensch allenthalben nur dasjenige erlaube, was er nach der Idee nationeller Tugend verantworten kann.

Schluß.

Hier, meine Herren, habe ich Ihnen kürzlich dasjenige vorgetragen, was ich für die Grundzüge der Moral halte: die genauere Ausführung manches Punctes muß ich dem moralischen Sinn eines jeden anheim stellen. Die Moralität ist eine unendliche Aufgabe, und weder theoretisch von dem Lehrer ganz zu erschöpfen, noch praktisch von dem Tugendhaften ganz zu erreichen: ein redliches Streben und Ringen nach Wahrheit und Tugend ist alles, was sich der schwache Mensch als Verdienst erwerben kann. Ich wünsche, daß Sie sich dieses Verdienst erwerben, und meine Vorlesungen eine Anregung dazu seyn lassen.

Druckfehler.

Ausser mehrern Verwechselungen des kleinen F und S, wozu die Art der Lettern Veranlassung gab, und die jeder Leser von selbst verbessern wird, z. B. Seite 28. 34. 36. 42. 51 60. 96. bittet man folgende Verbesserungen vorzunehmen und zu lesen:

S. 18 Sittenlehre statt Sittenlehrs.
33 als das Wort = als Wort.
34 auf = anf.
38 ergreift = ergreifft.
45 in Subject u. Object = in Subject.
48 Höheres = höheres.
52 Untersuchungen = Untersuchuugen.
55 Charakter = Chatakter.
58 Folgendes = folgendes.
60 Gut veranlaßte = Gutveranlaßte.
64 bald = balo
69 quod = quot.
105 Namens = Ramens.
106 Zeit dazu übrig = Zeit übrig.
114 der Zorn, die Liebe, die Furcht = der Zorn, die Furcht.
119 die man ehren sollte = der man ehren sollte.

Druckfehler.

S. 122 Ptolemäus statt Patolemeus.
126 Mitglieder = Witglieder.
128 Gebot gedacht = gebot Gedacht.
134 Anmuth = Armuth.
143 bekehrt = belehrt.
149 göttlichen = göttlchen.
152 abhandelten = ablhandelte.
154 Poesie = Poeste.
164. 167 sie = fie.
168 das widersinnigste = des widersinnigste.
181 Naturtrieb = Natutrieb.
212 Empfindung = Ewpfindung.
215 Pfeiffen = Pffeisen.
223 Sclaven einige = Sclave ne inige.
239 Kleinigkeitsgeist = Kleinigkeits Geist.

LBC

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wendel, Johann Andreas,

Moralische Vorlesungen nach Gellerts Idee ein Lehrbuch der Moral

Coburg ; Leipzig 1818

Coburg, Landesbibliothek -- B I 12/47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915682-1